Noblesse oblige.

III.

Noblesse oblige.

Roman

in drei Bänden.

Von

Karl von Holtei.

Dritter Band.

„So löſ't ſich jene große Frage
Nach unſerm zweiten Vaterland,
Denn das Beſtändige der ird'ſchen Tage
Verbürgt uns ewigen Beſtand."

Göthe.

1857.

Prag & Leipzig,

Verlag von J. L. Kober.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Als wir Mathilde bei Onkel Hanns und Tante Johanna in Mühlhaus verließen, suchte die Jungfrau ihr Stübchen auf, um in stiller Einsamkeit ‚ihren Vater zu begraben.‘ Sie zeigte sich ergriffen von dem Tode eines Mannes, der ihr so nahe und zugleich so fern gestanden; aber wir durften voraussetzen, daß solche milde Trauer dem heitern ländlichen Dasein der Schmalkow'schen nicht dauernden Zwang auflegen, daß die dort einheimische, auf innige Anhänglichkeit der drei Bewohner gegründete Lebensfreude bald sich wieder einstellen werde.

Das ist nun ganz anders gekommen. Ein Jahr kann viel ändern und auf Baron Schmalkow's Verhältnisse hat das letztvergangene eine feindselige Macht ausgeübt. Sein altes Sprichwort: ‚Wo Holz

gehackt wird, da fallen Späne', wollte sich nicht bewähren, — wenigstens in seinem Walde nicht. Denn verflossenen Herbst brach ein Feuer darin aus, welches mit unbesiegbarer, jedem angestrengtesten Widerstande trotzenden Wuth einen großen Theil des schlaggerechten Bau- und Schiffsholzes verwüstete, den schon bestellten Arbeitern ihren Erwerb und ihm einen bedeutenden Theil seines Wohlstandes raubte. Wie ein Unglück niemals allein kommt, hatte dann trockener Frost die Wintersaat zerstört, die Ernte vernichtet. Und um die Trübsal zu vollenden, hatte Schwester Stjernholm den letzten Rest ihres Vermögens, eine Summe von zehntausend Thalern, welche auf Mühlhaus hypothekarisch eingetragen stand, ihrem Bruder aufgekündiget; so daß dieser, um sie zu befriedigen, bares Geld unter den drückendsten Bedingungen auftreiben mußte.

Diese drei Schläge genügten, den Freund des Fortschrittes ernstlich niederzubeugen. Frau Johanna hätte wohl sich aufrechterhalten und den Widerwärtigkeiten geduldige Ergebung entgegengestellt, wäre nicht Mathilde, von dem Verfahren ihrer Mutter schwer betroffen, Gegenstand herzlicher Betrübniß für sie geworden. Denn das arme Mädchen hatte sich alle Vorwürfe und Anklagen, womit Onkel Hanns bei

dieser Gelegenheit seine Schwester bedachte, sehr zu Herzen genommen. Jedes gegen ihre Mutter gerichtete Wort kränkte Mathilden; vielleicht umso schmerzlicher, weil ihr so wenig Mittel geboten waren, die Angeklagte mit Erfolg zu vertheidigen.

Vergebens bemüheten sich die Nachbarn, den hochgeachteten Schmalkow durch gesellige Zuvorkommenheit zu zerstreuen. Er zog sich von ihnen zurück und sprach mürrisch genug aus, man möge ihn in Ruhe lassen, bis er die Unglücksfälle, die ihn betroffen, verwunden habe.

Da war es denn recht öde und unbehaglich in dem sonst so traulichen Mühlhaus. „Es ist mir nicht um mich, und auch nicht um meine Alte," versicherte Baron Schmalkow; „wir werden nicht erhungern, und zu einem Stücke Brot wird immer noch genug wachsen, sollte auch drei Jahre lang kein Schnee fallen, und das Getreide noch dreimal zugrunde gehen! 's ist mir nur um unsere Mathilde. Was bleibt denn der übrig nach meinem Tode, wenn ich als Bettler sterbe? Daß sie von ihrer Mutter nichts erbt, dafür sorgt Frau Freiin Stjernholm-Schmalkow. Auf mich war das Kind angewiesen. Und ich komme so schmählich zurück! Wird noch schlimmer werden. Wo kein Fortschritt stattfindet, geht es zurück. Feuer und Frost

haben wir gehabt; jetzt muß noch ein gewaltiger Sturmwind Haus und Hof daniederreißen, und wenn dann die See nicht austritt, uns abzuholen, so thun wir am besten, ihr entgegenzugehen."

„Das wäre zwar ein Fortschritt, Onkelchen; aber nicht zum Guten. Ein erfahrener Landwirth wie Du, muß ja gefaßt sein auf solche Ereignisse. Wer wird mit dem Himmel rechten? Du hast's gewiß in frühern Zeiten nie gethan! Sollt' ich denken, daß die Sorge für mich daran Schuld wäre, — mir bliebe ja endlich nichts übrig, als diese Sorge von Dir zu nehmen?"

„Willst Du etwa allein ins Wasser springen?" fragte er ängstlich; „oder willst Du — was vielleicht ebenso schlimm wäre, Deine Frau Mutter aufsuchen?"

„Keins von beiden, Onkel Hanns: Eins wäre sündlich, außerdem daß ich auch nicht die geringste Lust dazu habe! Das Andere wäre — voreilig, um es nachsichtig zu bezeichnen; denn hätte meine Mutter ihre Tochter bei sich zu haben gewünscht, so würde sie mich nicht von sich gewiesen haben. Beides könnte ja auch nichts beitragen, Dir Deine Last leichter zu machen; im Gegentheil. Doch ein drittes bleibt übrig. Und wenn Du fortfährst, muthlos zu jam-

mern, so steh' ich nicht dafür, daß ich an Herrn von Wahlen schreibe —"

„An Wahlen? Was willst Du ihm schreiben? Doch nicht, daß er mir Gelder vorstrecken soll? Oder dergleichen?"

„Nein, das nicht. Nur, daß ich seine Hand annehme!"

„Deinem Herzen und Gefühl entgegen?"

„Meinem Herzen und Gefühl ist auch entgegen, lieber Onkel, daß der Kummer wegen meiner Zukunft Dein Leben vergiftet. Es macht mich unglücklich, dieß zu denken; zu denken, daß meine Gegenwart Dir keinen Trost mehr gewährt. Da ist es ja besser, ich scheide und schließe ein Bündniß, wodurch Du der Angst überhoben wirst, daß ich dereinst als Bettlerin zurückbleibe."

Jetzt mischte sich Frau Johanna ein: „Soweit hast Du unser armes Tildchen endlich gebracht, Hanns, daß ein Verzweiflungsschritt gethan werden soll? Nennst Du das auch einen Fortschritt? Ich bitte Dich, Mann, mache Dir nicht unnütze Nöthe für die Zeit, die noch nicht da ist. Mache Dir's nicht schwer, und uns auch nicht. Es ist ein rechtes Leiden mit Euch, Ihr Herren aus starkem Geschlechte! Wo's um Leben und Tod geht, auf dem Schlachtfeld, in Kampf

und Blut, da seid Ihr kühn und kräftig; da steht Ihr männlich, wo wir weibisch verzagen. Wenn's aber gilt im kleinen Kriege gegen das Leben und dessen Neckereien auszudauern, in alltäglichen Scharmützeln gute Zuversicht und heitern Muth zu bewahren, dann werdet Ihr verzagte Weiber und das stärkere Geschlecht sind wir. Danke Du Gott, daß Du uns beide noch hast, die und mich. Arbeite wacker darauf los, sage wie Hiob: der Herr hat's gegeben, Er hat's genommen; quäle Dich nicht, und uns auch nicht; gräme Dich nicht um des kommenden Tages Plage und verdirb uns die Laune nicht, des heutigen Tages Plage durch Frohsinn zu versüßen. Jage Mathilden nicht in ihr Unglück durch Dein Gepimpel. Es ist nicht so arg, wie Du es machst. Wir sind noch nicht Bettler und sie wird auch nicht betteln dürfen, ohne daß sie Frau von Wahlen heißt. Komm', Hanns, gib' uns das Versprechen: diese Stunde war die letzte, die wir uns verkümmerten! Von jetzt beginnt ein frisches Dasein! Ein neuer Fortschritt, wenn Du das lieber hörst. He, alter Hanns, die Hand darauf!"

Sie hielt ihm ihre Rechte hin: er ergriff sie. Mathilde legte ihre beide Hände darum. „Vergessen," sagte sie.

„Und vergeben?“ fragte Onkel Hanns.

„Vergeben und vergessen!“ riefen Tante, wie Nichte.

Seit etlichen Wochen zum erstenmale befahl Schmalkow, daß sein Klepper gesattelt werde: „Ich will in den Wald hinaus, da gibt's viel zu schaffen.“ Und als er das Pferd bestieg, sprach er lächelnd: „Das war ein entschiedener Fortschritt!“

Tante Johanna und Mathilde segneten diesen Entschluß. Darin stimmten beide überein, daß der Baron, wenn er erst wieder thatkräftig eingriffe, sehr bald frohen Muthes werden würde. Nur die aus seiner Niedergeschlagenheit entspringende Unlust, seine Wirthschaft selbst zu leiten, hatte ihn, den an unermüdliche Geschäftigkeit gewöhnten Landmann, um Glauben und Vertrauen auf sich selbst und auf bessere Tage gebracht. Jetzt war das Schlimmste überwunden!

Einschränkungen aller Art blieben deßhalb immer noch nothwendig. Doch darein finden sich verständige, häusliche Frauen gar leicht. „Wir sind immer noch zu beneiden,“ meinte Mathilde, „im Vergleiche mit vielen Andern, die vollauf haben und sich an äußerm Tande nichts zu versagen brauchen. Denn wir besitzen, was so vielen mangelt: die Freude an

ungestörtem Zusammenleben und die Mittel, es uns geistig zu verklären. Jetzt geht es gar auf den lieben Winter zu, der uns heuer gewiß nicht mit trocknen Frösten abspeisen, der uns vielmehr in seinen weichen weißen Flaum einhüllen wird, so warm und behaglich, daß es eine wahre Wonne ist, im stillen Stübchen zu weilen. Dann ist meine gute Tante so gefällig, ein Bißchen an ihrer Gicht zu leiden, die ihr ein- für allemal untersagt, an den Winterkränzchen theilzunehmen; die Nichte darf nicht verabsäumen, sie zu pflegen, — und Onkel Hanns wird doch seine ‚Weibsbilder' nicht allein lassen? Da bewährt sich dann der Ausspruch des Dichters: ‚wer sich der Einsamkeit ergibt, der ist gar bald allein!' Kein Besuch dringt in unsere Einsamkeit, die jedoch eine glückliche Dreisamkeit wird. O wie freu' ich mich auf diese trauten Abende!"

Die Tante blickte sie dankbar an: „Du Gute! Für Dich muß unser Herrgott eine ganz besondere Belohnung aufbewahrt haben, womit Er über kurz oder lang vergelten wird, was wir durch nichts vergelten, wofür wir nur dankbar sein und Dich lieben können."

„Liebe ist die schönste Vergeltung für Liebe, mein Tantchen; laß' uns dabei bleiben. Weil aber

die Winterabende, auf die ich mich freue, noch lange nicht da sind; weil wir bald einen Oktober beginnen werden, der sich wie August anläßt, so denk' ich, wir spielen nicht die Spröden gegen ihn. Wie wär's, wenn wir jetzt gleich ein Bißchen zu Walde gingen? Nicht dahin, wo's gebrannt hat — das ist ein trauriger Anblick; — nach der entgegengesetzten Seite, von wo ich damals, ein verlassenes ängstliches Kind, zu Euch kam. Es gewährt mir großes Vergnügen, mich jenes düstern Abends zu erinnern, aus welchem soviel beglückte Tage für mich erblühten. Willst Du, Tante?"

„Was Du willst, Mathilde, will ich immer; und wenn Du mir versprichst, hübsch langsam zu schlendern, so nehm' ich mein Strickkörbchen mit; denn ein Spaziergang ohne Arbeit kommt mir vor wie Botenlaufen: man rennt, man geht nicht. Während beim Stricken" . . .

„Eine Schlinge nach der andern von der Nadel fällt, die ich dann aufnehmen muß!"

„Und das kommt der dicken Tante zustatten; die schlanke Nichte schreitet sonst zu gewaltig aus."

„So will ich mich ebenfalls mit dem Gewicht eines im Entstehen begriffenen Strumpfes belasten, damit ich langsam neben Dir einherschreite, wie es

einer Person von Gewicht zukommt. Ich kann Dir nicht beschreiben, Tante Johanna, wie wohl mir ist, daß wir Onkel Hanns auf seine vier Beine und hinaus ins Freie gebracht haben. Ich stehe jetzt wieder fest auf meinen zwei Füßen; und steht man erst wieder fest, dann geht's auch!"

„So laß uns gehen, Tildchen!"

Sie zogen schweigend, strickend, sinnend neben einander her. —

Hast Du wohl, mein werther Leser, wo Dir etwa der Anblick einer wohlgeordneten, weißlächelnden, vierfach über einander gehäuften Masse zierlich und sauber gestrickter, roth gezeichneter, feiner Weiberstrümpfe vergönnt ward, bei diesem Anblick jemals den Gedanken gehegt: wenn diese Strümpfe nun plötzlich, durch ein Wunder in lebendige Wesen verwandelt, die Fähigkeit gewönnen, mit einander zu schwatzen; wenn sie, ein Paar dem andern, mittheilen könnten, was während dieses verschlungenen und verschränkten Werdens die Besitzerin, die Strikkerin an Wünschen, Träumen, Hoffnungen, Erwartungen, Befürchtungen und Entsagungen in das Gewebe hinein mit verschlungen und verschränkt hat? Wie viele Schläge des Herzens, des Pulses, aus den Fingern dringend, die Nadeln durchbebt, den

Faden durchzittert, sich im Strumpfe entladen haben, gleich ebenso vielen kleinen Blitzen aus kleinem Gewölk? Wie jeglicher Strumpf ein Ableiter wurde für mannigfache trübe Dünste und schwüle Stunden? Wahrlich, ein Kasten voll Strümpfe könnte für einen dicken Band — nicht geschriebener, nur gestrickter — Memoiren gelten, die, wären sie lesbar, bisweilen unterhaltend, immer lehrreich sein müßten!

Mathildens Strümpfe möchte ich gern durchlesen, und sodann abschreiben dürfen. Das würde diesem Buche sehr vortheilhaft sein.

Wie es jetzt steht, kann der Verfasser nur errathen, vermuthen, folgern. Und so folgert er denn, daß Mathilde auf dem Pfade, den sie einst in des Posthalters Fuhrwerk zurücklegte, heute in ihre Arbeit gar manche Gefühle verstrickte, die sie aus der Residenz mit auf die Reise genommen; die so viele Jahre lang in ihr walten und dauern; die gleich gehorsamen Kindern sich still verhalten, friedlich beisammen sitzen und stille Spiele treiben, bis die Mutter ihnen gelegentlich einmal zuruft: heute geht's ins Freie! Ha, da merkt man wohl, daß sie lebendig sind, — wenn sie nur dürfen.

Jeder Strauch, jeder Stein, jedes Streifchen Wasser, durch Baumgruppen sichtbar, versetzte Ma-

thilden in ihre Verbannungsreise zurück, deren Veranlassung sie zwar nicht im entferntesten ahnete, deren Beginn aber doch immer auf den Ausgangspunkt in die wahlauer Holzgasse zurückführte. Zu Prudents . . . und so weiter.

O wie regen sich da die stählernen Stricknadeln! Wie rüstig turnieren sie eine gegen die andere im Ringelrennen, bis die Siegerin eine ganze Reihe von Preisen aufzuweisen hat, mit denen sie stolziert, als ob ihr keine nächstfolgende wieder abnehmen sollte, was sie errang?

Und aus diesem poetischen Lanzenspiel, umrauscht von Epheublättern, Immergrün, Vergißmeinnichten, wird nach und nach ein wirklicher, brauchbarer, prosaischer . . . . Strumpf?

Gräßlicher Gedanke für alle zart-Liebenden! —

Es gibt Strickerinnen, die ihre Augen, sollen sie ein regelrechtes Werk fördern, nicht aufschlagen dürfen. Andere wieder blicken, wer weiß wohin, nur nicht auf die Arbeit; nichtsdestoweniger wirbeln Finger und Nadeln eifrig fort, ohne daß eine Schlinge fällt. Zu diesen Letzteren gehörte Mathilde. Sie schaute den sandigen Weg hinaus, wie wenn sie ihn bis zur Residenz verfolgen wollte. Mitten im Schauen und Stricken ließ sie einen Laut der Ueberraschung

vernehmen, ein „Ha!", aus welchem Freude und Schreck hervorklangen.

Frau Johanna blieb stehen und fragte: „Bist Du auf einen Frosch getreten? oder hast Du Dir ein Loch ins Kleid gerissen an einem Dornstrauch?"

Statt anderer Antwort wies Mathilde mit der Hand auf ein Fuhrwerk, welches ihnen entgegenkam.

„Nun, was denn? Wunderst Du Dich, daß des Posthalters alte Kalesche noch immer vorhält? Sie hat wenig zu leiden; es vergehn halbe Jahre, daß keine Extrapost begehrt wird. — Oder meinst Du, der Besuch gelte uns?"

„Wem sonst, Tante?"

„Der Weg führt nach vielen Dörfern; wenn sie nicht rechts einbiegen."

„Das thun sie, jetzt eben!"

„Wirklich! Wer kann das sein?"

„Meine Mutter," sprach Mathilde; „ich erkenne sie."

„Gott verzeih' mir's, die können wir jetzt am allerwenigsten gebrauchen."

Baronin Schmalkow that keinen Schritt mehr vorwärts. „Willst Du Deiner Mutter entgegengehen, Mathilde, so thu's. Ich erwarte hier, was sie uns bringt. Viel gutes wird es nicht sein."

Mathilde hielt sich neben ihrer Tante: „Ich verlasse Dich nicht,“ — sagte sie ernst; „weiß ich denn, ob meine Mutter wünscht, daß ich die Erste sei, die sie begrüßt? Vielleicht kommt sie nur, in Geschäften mit ihrem Bruder zu verkehren? Ihre Sehnsucht nach mir kann unmöglich groß sein; sonst hätte sie nicht so lange gezaudert, mich wieder zu sehen.“

„Dennoch gilt ihr — Ueberfall nur Dir, Mathilde. Mit uns hat meine Schwägerin nichts mehr zu schaffen; sie hat keine Forderung mehr auf Mühlhaus. Von uns kann sie nichts wollen. Und redet die Ahnung wahr, die mir die Brust zusammenschnürt, so will sie Dich; so kommt sie, Dich uns zu entreißen!“

„Das verhüte Gott!“ klagte Mathilde.

Da hielten die Pferde an, Baronin Stjernholm sprang leicht und sicher aus dem Wagen, und eilte auf die erschreckten Damen zu.

„Welch ein günstiges Vorzeichen,“ rief sie ihnen zu, „daß ich Euch hier treffe, Dich, meine theure Schwägerin Johanna, und Dich, mein liebes Kind! Ihr werdet die besten Vermittler sein zwischen mir und dem guten Hanns, der mir gewiß zürnt, weil ich ihm neuerlich Kummer bereiten mußte. Ach, wie

gern hätt' ich's ihm erspart. Doch mich zwang die äußerste Noth, mein letztes auf eine Karte zu setzen. Auch diese schlug fehl — und da bin ich nun, eine gänzlich Verarmte, an Eure Thüre zu klopfen, und zu fragen, ob Ihr mich aufnehmen mögt?"

Mathilde erwiederte nichts; ihre Augen flossen von Thränen über.

Frau Johanna befand sich offenbar in lebhaften Zweifeln, ob sie ihrer Schwägerin Aeußerungen für Ernst halten dürfe? denn die Stjernholm sah so schön und vornehm aus, wie jemals in ihren glänzendsten Tagen, und ihre Reisetoilette wies eher auf eine Prinzessin, als auf eine Nahrung und Obdach Erbittende hin. Doch genügte der lebensklugen Gattin des Baron Schmalkow ein prüfender Blick auf die Kutsche des kleinstädtischen Posthalters, in und auf welcher kein Kammermädchen und kein Livreediener zu entdecken war. Einen deutlicheren Beweis für ihrer Schwägerin Aufrichtigkeit konnte es nicht geben. Sie mußte in Wahrheit sehr herunter sein, um so zu reisen!

„Mein Mann," entgegnete Frau Johanna, „kann seiner Schwester nicht zürnen. Es hat ihm wehgethan, daß bei Aufkündigung des Kapitals gegen ihn wie gegen einen Fremden schonungs-

os verfahren wurde; besonders, weil das in eine Zeit fiel, wo mannigfacher Kummer ihn bedrängte. Doch sind jene trüben Empfindungen schon vergessen; und wären sie es noch nicht gewesen, sie müßten jetzt schwinden, wo Du in unserm Hause Zuflucht suchst vor den Launen Deines Geschickes. Ich heiße Dich willkommen, und ich bin überzeugt, daß ich mit diesem Gruße nur meines Mannes Wünschen zuvorkomme."

Mathilde umschlang voll Zärtlichkeit ihre gute Tante. Dann ergriff sie der Mutter Hand und zog sie an ihre Lippen. Tochter und Mutter betrachteten sich nun, — eigentlich zum erstenmale in ihrem Leben recht genau. Sie hatten sich ja lange genug gar nicht, und in früherer Zeit immer nur flüchtig, auf den Raub gesehen. Die Stjernholm war ihrem Kinde immer nur erschienen — wie eben Erscheinungen kommen, drohende, oder warnende, vor irgendeinem wichtigen Ereigniß, — um dem Mädchen anzukündigen, daß es seinen Aufenthalt wechseln, daß es in eine andere Familie, endlich in ein Institut gebracht werden solle. Bei solchen Zusammenkünften hatte der Mutter Sinn stets mehr auf Reisen und großen Plänen gestanden, als auf Mathildens Fortschritten und Entwickelung. Diese jedoch hatte

gelernt, jedem näheren Anspruche auf mütterliche Zärtlichkeit zu entsagen; die unerläßlichen Küsse und Umarmungen hatten sie weder sonderlich erwärmt, noch hatte sie der Mutter Bild tiefer im Herzen aufgenommen. Sie dachte ihrer als einer stattlichen schönen Dame, die jetzt schon altern müsse? Kam sie sich doch selbst schon so alt vor mit ihrer Weltentsagung und inneren Abgeschlossenheit.

Die Stjernholm hinwiederum hatte nie geahnet, daß aus der schweigsamen, zurückhaltenden Pensionärin eine Jungfrau werden könnte, wie ihr jetzt, an der Schwägerin Seite, entgegentrat.

Und Mathilde fand ihre Mutter so jung, so anmuthig, so bezaubernd, daß sie sich gar nicht an ihr sattsehen konnte.

So standen diese beiden edlen Gestalten, in gegenseitiges Anschauen versunken, bewundernd vor einander, und Frau Johanna freute sich an ihrer unverstellten Freude. Ganz frei von Besorgniß, ob Baron Hanns den unerwarteten Einfall seiner Schwester, der wirklich einem Ueberfall gleichsah, gutheißen werde, fühlte sich die Freifrau von Schmalkow aber nicht. Seiner Gesinnungen, seines versöhnlichen Gemüthes gewiß, hegte sie nicht den geringsten Zweifel, daß er, bei ruhiger Ueberlegung, seine Schwester gern in

Mühlhaus aufnehmen wolle; nur das erste Zusammentreffen fürchtete sie; die harten Worte, welche dem lebhaften Manne entschlüpfen könnten? Deßhalb müsse er vorbereitet sein, fand sie für nöthig; müsse die Ueberraschung schon hinter sich, und einige unfreundliche Exklamationen ausgestoßen haben, ehe die Schwägerin ihm entgegentrete. Deßhalb also gab sie Mathilden den Auftrag, vorauszueilen, und den Onkel zu ‚präveniren.‘ Diese begriff den ganzen Sinn dieses absichtlich gewählten Ausdrucks, und f l o g im vollen Sinne des Wortes davon, ohne erst eine nähere Erörterung abzuwarten.

Baronin Stjernholm blickte der Eilenden aufmerksam nach, ihre leichten Schritte musternd, so lange sie ihr mit den Augen folgen konnte. Dann sprach sie: „Schwägerin, etwas ähnliches hab' ich nie gesehen; nie — und nirgend! Mathilde macht eine Ausnahme von allen Frauenzimmern, die ich kenne.“

Die biedere mühlhauser Landwirthin erschrack entsetzlich über diese Aeußerung, in welcher sie den Tadel vermuthete, den eine verwöhnte Weltdame ihrer auf dem Dorfe vernachlässigten Tochter anheften werde. „Wie meinst Du?“ fragte sie ängstlich.

„Ich meine, daß ich noch nie ein Mädchen, auch das schönste nicht, rennen sah, ohne durch den

Anblick verletzt zu werden. Die zierlichste Gestalt, die graziöseste Haltung, die reizendsten Formen zeigen sich gemein, wenn die Beine ausgreifen, die Arme schlenkern, die Röcke fliegen. Es gibt nichts unweiblicheres für mich. Bisher fand ich es immer widerwärtig, wo und von wem ich es sah. Heute hat es mich entzückt. Bis sie hinter jenen Bäumen verschwand, hab' ich sie verfolgt, — so schwebt eine Göttin durch den Olymp, wie sie über Euren dürren Sand dahinlief. Ich habe dergleichen nie gesehen und habe nie gedacht, daß ein menschliches Wesen einer Unsterblichen so ähnlich sein könne. Theilt meine Tochter Eure irdische Kost, oder nährt sie sich von Ambrosia?"

„Sie theilt unsere schlichte Hausmannskost, mit der auch Du wirst vorliebnehmen müssen, liebe Schwägerin; und wenn sie auch nicht viel genießt, so ist sie doch fern von der Ziererei vieler junger Mädchen, die sich vor Zeugen, und am Mittagstische zu essen schämen, um dann heimlich zu naschen. Aber, daß Du sie anmuthig findest, das beglückt mich, weil es meinen Ansichten, die ich einseitig und befangen wähnte, Gewicht verleiht. Also Deine Tochter gefällt Dir?"

„Was heißt ‚gefallen?' Sie entzückt mich! Sie

ist würdig, die Gemalin eines Fürsten zu sein. Die größte Zukunft steht ihr offen!"

— Das war so ganz im Charakter jener Baronin Stjernholm gesprochen, von der ihr Bruder Hanns so oft erzählt, deren ewig-strebendes Planmachen und Luftschlösserbauen er seiner Gattin so oft geschildert hatte. Frau Johanna, wie beglückt sie sich immer fühlte durch dieß, ihrer theuren Mathilde gespendete Lob, empfand doch dabei schon den bangen Vorschauer drohender Trennung von dem geliebten Pflegekinde. Diese Mutter sah nicht aus, als habe sie der Welt entsagt, um in Mühlhaus für lange Zeit Zuflucht zu finden; um in ländlicher Abgeschiedenheit endlich die Metamorphose aus der unverwüstlich-schönen Frau in die zurückgezogene Witwe vorzunehmen? Vielmehr durfte man ihr zutrauen, daß sie Mathilden dem friedlichen Dorfe entreißen und irgendeinen neuen, weitumfassenden, eitlen Lebensplan auf die Liebenswürdigkeit des armen Kindes bauen werde; — abermals ein Luftschloß, ein Kartenhaus! Und mochte das Mädchen noch so treu an Onkel Hanns, an Tante Johanna hängen; noch so fest entschlossen sein, in jenen Vorsätzen auszuharren, die wir sie, bei unserm ersten Blicke ins schmalkow'sche Haus, kundgeben hörten! Was konnte sie

zuletzt gegen den Willen, gegen den Wunsch, vielleicht gegen die Bitte einer Mutter thun, die auf solche Tochter die Hoffnung eines wieder emporsteigenden, glänzenden Daseins richtete? Und was durften die Pflegeeltern, mochte ihnen das Herz dabei brechen, dagegen einwenden, wenn es zu heftigen, ernsthaften Auftritten kam?

Von diesen nur allzubegründeten Ahnungen niedergebeugt, ging Frau Johanna einsilbig und betrübt neben ihrer Schwägerin her. Baronin Stjernholm achtete nicht darauf. Sie hatte jetzt für nichts mehr Augen und Ohren, als für die Tochter, welche wiederzusehen, sie kaum erwarten konnte; für nichts mehr Gedanken, als für kühne Unternehmungen und Intriguen. —

Wir benützen die Lücke, die sich hier darbietet, während die beiden Damen schweigend neben einander dem Dorfe zuwandeln, um sie auszufüllen mit einer kurzen Erzählung der Ereignisse in Stahlbrunn nach des Grafen Eichengrün plötzlicher Abreise. Ihm war unbekannt geblieben, wovon wir gewissermaßen Zeugen wurden, daß Graf Heide mit all seiner unverschämten Zudringlichkeit die Baronin an ihrer Hausthür verlassen mußte. Die Baronin aber zweifelte keinen Augenblick, daß der in den Regen Zurückgewiesene

morgen der Erste sein werde, über sein Mißgeschick zu scherzen, und ihre unerbittliche Strenge anzuklagen. Dann, meinte sie, würde Eichengrün wohl wieder anbinden, wo er gestern, unterbrochen durch Heide's Ankunft, abgesetzt habe? Ob sie das wünsche? wußte sie kaum selbst. Der Jüngere ihrer beiden Begleiter auf dem letzten Spaziergange — mochte sie ihm auch im ärgsten Wetter die Thür vor der Nase zugemacht haben, — hatte ihr nicht mißfallen. Für den Mangel an feiner Lebensart und geistiger Bildung entschädigte mehr oder weniger sein feuriger Ungestüm, sein Mutterwitz, seine Lachlust, die unwiderstehlich zum Mitlachen aufforderte, und neben Eichengrün's sentimentalem Bräutigamsernste zwiefach wirkte. Ohne ihr tiefere Gefühle erweckt zu haben, war er doch gerade zurecht gekommen, um den eichenauer Bewerber in den Augen der Baronin wie einen alten Herrn erscheinen zu lassen; älter noch als sie ihn auf der Reise von der Residenz nach Stahlbrunn im Geiste gesehen. Sie hatte nicht vergessen, wie nur diese Heirat sie aus ihrer verzweifelten Lage retten könne; aber nichtsdestoweniger meinte sie wieder, wenn Graf Heide nur ‚einigermaßen arrangirt' sei, wäre er doch Seiner

Exzellenz vorzuziehen — als Ehemann, wenn auch sonst nicht!

Da sie nun erfuhr, die große Neuigkeit des Tages: des Grafen Eichengrün unerklärliche Abreise erfülle ganz Stahlbrunn, hätte sie ihrer Kammerjungfer am liebsten um den Hals fallen mögen. Doch da diese, unserm Freunde Lobesam so wenig zusagende Person ihren Klatschbericht dahin vervollständigte: der andere, schöne Graf, der gestern Seine Exzellenz hier aufsuchte, habe vergangene Nacht im Salon eine Szene gehabt, sein letztes Geld verspielt, Händel angefangen, Herrn von Gluckammer's Intervention in Anspruch genommen, und auch er befinde sich nicht mehr in Stahlbrunn . . . .?: da fielen der unverbesserlichen Kokette die Schuppen von den Augen, und sie stierte, für den Augenblick völlig fassungslos, in ein Chaos verworrener Täuschungen.

„Und — denken, Frau Baronin: unsern Regenschirm hat er mitgenommen!“ so beschloß die Zofe ihr Verdammungsurtheil; „das ist ja kurzweg ein Diebstahl!“

Die Stjernholm hatte sehr wohl gethan, des Glasschleifers Häuschen nicht mehr zu verlassen, und sich nirgend zu zeigen. Sie wäre sonst Gefahr gelaufen, einem Gerüchte zu begegnen, welches sich —

Dank den Bemühungen ihrer Gegnerinnen! — etwa so anhörte, als ob man sagte: die Grafen Eichengrün und Heide sind über die Grenze gefahren, wo sie sich auf Pistolen duelliren werden; natürlich wegen der Baronin. Gott sei dem alten Grafen gnädig! Doch es geschieht ihm ganz recht; warum läßt er sich auf solche Dinge und mit solchen Menschen ein?

Fast alle Badegäste — (die Pastorsleute ausgenommen, die aber jetzt auch Partei für ihren Grafen nahmen!) — redeten so. Und weil diese Aeußerungen durch den Mund ihrer Dienerin bis an die Baronin gelangten, blieb ihr allerdings nichts übrig, als aufzupacken und Stahlbrunn zu verlassen. In der Residenz angelangt, reifte ihr schon unterwegs gefaßter Entschluß. Sie entäußerte sich nach und nach jedes werthvollen Besitzthums, was ihr noch aus besseren Zeiten übriggeblieben, riß sich aus allen Verhältnissen los, in denen sie etwa noch zur großen Welt gestanden, zog sich von ihren Bekannten zurück, ließ sich nirgend blicken, wurde natürlich vollständig ignorirt, und bereitete sich auf diese Weise zu dem schweren Werke vor, bei ihrem Bruder Aufnahme zu erbitten. Es ist ihr nachzurühmen, daß sie mit einer für ihren Charakter und ihr bisheriges Treiben anerkennenswerthen Festigkeit dabei

verfuhr. Auch hielt diese entsagende Energie ausdauernd an, solange sie unter der Last der Besorgniß litt, wie wohl jener durch sie herbeigeführte Zweikampf der beiden Grafen ausgegangen sein und ob er ein blutiges Ende genommen haben möge? Daß ihr einige Tage vor der Abreise nach Mühlhaus durch ihren Rechtsfreund die Nachricht zukam, Graf Eichengrün auf Eichenau verhandle mit dem Ministerium über eine sehr wichtige Familiensache und stehe im Begriff, das Fideikommiß schon bei Lebzeiten seinem Sohne abzutreten, — trug wenig bei, sie zu beruhigen; denn ein solches Verfahren stand mit Graf Ulrich's sonstigem Thun und Treiben zu sehr im Widerspruch. Nähere Gründe und Umstände blieben ihr, bei der selbst auferlegten Abgeschiedenheit, unbekannt. Ein nach Eichenau gerichtetes Schreiben war unerwiedert geblieben. Sie verließ also die Residenz innerlich und äußerlich sehr verändert. Sie, — die elegante Baronin Stjernholm, — in einem öffentlichen Postwagen, ohne Dienerschaft — drei Tage und drei Nächte in nächster Berührung mit allerlei Passagieren . . . . ‚wer hätte das gedacht?‘ seufzte sie in der engen Postkutsche an der Seite eines langbärtigen polnischen Juden und gegenüber einem in Quincaillerie-Waaren machenden Geschäfts-

reisenden, der ihr unaufhörlich wiederholte, daß er weder in Frankreich noch Deutschland eine schönere Frau gesehen hätte. Der Aerger, den diese Reisegesellschaft ihr einflößte, übte die wohlthätigste Wirkung auf sie, insofern er sie abhielt, dem Kummer nachzuhängen, zu welchem sie durch ihre traurige Lage doch hinreichend berechtiget gewesen wäre. Erst nachdem sie die große Poststraße verlassen und sich dem unverwüstlichen Gefährte überantwortet hatte, das sie nach Mühlhaus liefern sollte, wachten Gram und Trauer mit voller Macht in ihr auf. Zum erstenmale im Leben fand sie sich ohne Pläne, ohne Hoffnungen, ohne Aussichten, völlig arm und rathlos, nur auf die Nachsicht, auf das Mitleid ihres Bruders angewiesen. Für eine Stjernholm ohne Zweifel die härteste Demüthigung! Und aus diesem — fast zerknirschten — Abhängigkeitsgefühl waren dann auch die Worte hervorgedrungen, womit sie Schwägerin und Tochter begrüßt hatte. Jetzt, mit der Ersteren allein und neben ihr dem Dorfe zuschreitend, hatten schon wieder kühnere, lebenslustigere Gedanken sich ihrer bemächtiget. Die Zerknirschung war bereits freudigeren Regungen gewichen. Möglichkeiten einer heitern Zukunft tauchten schon wieder auf. Nur, daß diese sich dießmal weniger an ihre eigene Per-

sönlichkeit, als vielmehr an jene Mathildens hefteten; daß die Entdeckung: Mutter einer solchen Tochter zu sein, sie mit gerechtem Stolz und zugleich mit minder gerechten Erwartungen durchdrang, welche Vortheile ihr aus dem Besitz des bisher gar nicht in Anschlag gebrachten Kindes erwachsen könnten. In eine genauere Prüfung und Erwägung dieser möglichen Vortheile ging sie zunächst nicht ein. Sie begnügte sich mit unklaren aber angenehmen Vorempfindungen im allgemeinen, und erreichte neubelebt ihres Bruders Wohnsitz.

Wie Baron Schmalkow, nach den Vorgängen des letzten Jahres, seines Vaters Tochter empfangen haben würde, wenn ihre Ankunft ihm nicht von Mathilden gemeldet worden und wenn die Stjernholm nicht eben dieser Mathilde Mutter gewesen wäre, — darüber wollen wir uns keine entscheidende Stimme anmaßen. Höchst wahrscheinlich dürfte der erste Gruß nicht allzubrüderlich geklungen haben. Nun aber hatte sein Liebling ihm das unerwartete Ereigniß, da er vom Pferde stieg, so freudevoll zugerufen, daß er es für grausam gehalten hätte, die Freude zu stören. Er begnügte sich mit der Aeußerung: „Kommt Deine Mutter endlich einmal, um nachzusehen, was aus ihrer einzigen Tochter geworden?

Na, das ist wenigstens ein Fortschritt. Und bei dieser Gelegenheit wollen wir ihr über mancherlei unsere Meinung sagen; denn wo Holz gehackt wird, da fallen Späne."

„Sei nur recht schonend und mild gegen sie, lieber Onkel," bat ihn Mathilde aufs herzlichste; „sie verdient Mitleid, denn sie ist gewiß sehr unglücklich. Denke, was es ihr sein muß, ohne Dienerschaft zu reisen, und noch obendrein in des Posthalters offenem Wagen, der auch mich hierher brachte, und der unsterblich zu sein scheint, aber darum doch fürchterlich stößt."

„Ja," lachte Onkel Hanns, „eine Feder zu brechen, läuft diese Prachtkutsche keine Gefahr, aus triftigen Ursachen. Und es ist meiner Schwester sehr dienlich, daß sie auch einmal tüchtig gerüttelt und geschüttelt wurde. Vielleicht befördert das die Selbsterkenntniß, und die führt zum offenbaren Fortschritt. Doch sieh', da kommt sie mit meiner armen Hanne, die neben ihr sich ausnimmt, wie die graue betrübte Truthenne neben dem stolzen Pfauhahn. Gar so unglücklich kann Baronin Stjernholm-Schmalkow sich noch nicht fühlen; ich höre ihr seidenes Gewand rauschen bis hierher."

Mathilde aber hörte des Oheims Spöttereien nicht mehr, eilte ihrer Mutter entgegen und führte

sie jenem zu. Frau Johanna folgte langsam; sie traute dem Landfrieden nicht.

Doch die Stjernholm fand den richtigen Ton. „Alter Hanns," rief sie dem Bruder zu, „verzeihe mir um unserer Mathilde willen!"

„Von ganzem Herzen," schrie er, breitete beide Arme aus und zog Mutter und Tochter an seine Brust.

„Gott sei Dank," murmelte die Hausfrau, „das ging besser als ich dachte; nun helfe der Himmel weiter."

Das war ein frommer Wunsch. Insofern er den nächsten Tagen und der Dauer des Friedens im mühlhauser Dasein galt, sollte er nicht in Erfüllung gehen. Ein Schicksal, welches er mit so vielen frommen Wünschen theilte. Muß nicht hienieden oft Verwirrung und scheinbares Unheil hereinbrechen, damit aus Leiden erst wahres Glück erstehe? Ja, ist nicht ein solches, in Thränen empfangenes, gewöhnlich reiner, sicherer, als (wie man es nennt) vom Himmel gefallenes? O gewiß, der Himmel weiß, was seinen Sterblichen dient, — und er wußte es auch bei unseren Freunden in Mühlhaus. Mit dieser Zuversicht wollen wir das einundzwanzigste Kapitel beschließen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die alten Jäger in meiner Heimat haben ein unfehlbares Straf- und Besserungsmittel für Vorstehhunde, die vor dem Hasen ihre Schuldigkeit verabsäumen und ungehorsamerweise hinter ihm herrasen, ohne auf ihres Herrn und Meisters „Zurück“ gehörig zu achten. Sie stecken dergleichen Missethäter in einen Sack, fügen einen erlegten Hasen bei und prügeln dann den Sack sammt todtem und lebendigem Inhalt solange durch, als Arm und Stock halten wollen. Die Prozedur wirkt Wunder. Aber Eins darf nicht vergessen werden: der Sack muß fest zugebunden sein. Ist er das nicht, so bleibt wohl der todte Hase, keineswegs aber der lebendige Hund darin; vielmehr trachtet letzterer so rasch wie möglich zu entkommen, — was ich ihm auch gar nicht verdenke, — und mir ist ein Beispiel bekannt, daß eine sichere Diana, unseres alten Försters Schuppe widerspänstige Schülerin, nach überstandener Einsackung und glücklich vollbrachter Flucht das Weite suchte, sich über die Grenze hinaus verlor und nie mehr zu ihrem Lehrherrn und dessen Bakel zurückkehrte. Schuppe hat Dianen nicht wieder gesehen, und ich,

damals ein kleiner Junge, habe den unbarmherzigen Waidmann unbarmherzig ausgelacht.

Es ist gewiß höchst unschicklich, und wird den meisten meiner Leserinnen wenig geziemend erscheinen, daß ich diese Albernheit hier erwähne. Auch verwahre ich mich ausdrücklich gegen die Frechheit, mir ein Gleichniß erlauben zu wollen. Doch kann ich mir nicht helfen: Diana, Förster Schuppe und der große Sack gehen mir nicht aus den Gedanken, wenn ich mir den Aufenthalt der Baronin Stjernholm bei ihrem Bruder vergegenwärtigen will. Das ländliche Wohnhaus ist für die Land und Welt durchstreifende galante Frau wahrhaftig ein grober Sack; die still-bürgerliche Ruhe im Vereine mit den Erinnerungen bewegter Vergangenheit bildet den todten Hasen; und Hanns von Schmalkow hat nicht übel Lust den Förster Schuppe zu spielen. Wenigstens schlägt er mit dem Knittel derber Strafpredigten oft genug drein. Ist er denn seiner Sache so sicher? Weiß er so gewiß, daß die Schlinge, die den Sack schließen soll, unauflöslich sei? Er hält sie dafür, denn er meint, ehe seine Schwester sich jetzt wieder von ihrer Tochter trenne, lasse sie sich alles gefallen, was zur gründlichen Besserung vonnöthen.

Wie denn aber, wenn Diana — und durch

Hilfe dieses Götternamens erhebe ich mich über meinen niedrigen Vergleich — die Schlinge nicht nur löset, sondern auch abstreift und fliehend mitnimmt? —

Daß durch Dazwischenkunft der Baronin dem Familienleben in Mühlhaus ein empfindlicher Stoß beigebracht worden sei, darüber konnte sich Mathilde unmöglich täuschen; mochte das Glück, wonach sie sich von frühester Kindheit an gesehnt: ihrer Mutter näher treten zu dürfen, sie anfänglich noch so sehr verblenden. Schmalkows würden nun und nimmer zu der Stjernholm ein rechtes Vertrauen fassen, und diese würde sich niemals wohl und heimisch fühlen lernen, wo sie Zuflucht gesucht hatte, — beides war ziemlich klar. Mathilde litt dabei das Meiste. Die Mutter gab zu verstehen, daß ihre mütterlichen Ansprüche die überwiegenden seien; Onkel Hanns und sogar die sanft-vermittelnde Tante zeigten sich nicht frei von Empfindlichkeit: ‚Die armen Pflegeeltern treten jetzt in den Schatten‘, und ähnliche Klagen ließen sich vernehmen. Wer je in seinem Leben auf solche Art von kleinen Feuern geröstet wurde, der wird mir beistimmen, daß dieses die unerträglichste aller Martern ist. Es gehörten Mathildens bewundernswürdige Charakterstärke, ihr männlicher Muth, ihre weibliche Nachgiebigkeit und ihre himmlische Güte dazu,

beiden Theilen gerecht zu werden, eines jeden Ansprüche zu befriedigen, und es doch mit keinem zu verderben. Die Stjernholm, mit ihrem charmanten Talent zur Intrigue, fand sich schon nach den allerersten Tagen in die Nothwendigkeit, ihrer Tochter gegenüber zweierlei Rollen zu spielen. Während sie bei Frau Johannen vereiniget blieben, vorzüglich wenn Schmalkow anwesend, stellte sie die reuige Mutter vor, die innig bedauerte, ihr einziges Kind solange vernachlässiget zu haben, und die jetzt alles daransetzte, ihre Vernachlässigung gutzumachen. Hatte sie aber das schöne Mädchen bei sich allein, dann wendete sie jedes Mittel auf, ihre geistigen Fähigkeiten glänzen zu lassen, und im Zauber ihrer verführerischen Liebenswürdigkeit zu erscheinen. Dabei unterließ sie nicht, auf die Möglichkeit einer Rückkehr in die große Welt und ins Leben hinzuweisen, ‚wenn Mathilde sich entschließen könnte, dieses Grab zu verlassen.‘ Mathilde hatte dann gut versichern, daß sie sich in ‚diesem Grabe‘ sehr wohl befände; daß sie nicht die mindeste Neigung hege, es einzutauschen gegen das, was die Mutter ‚Leben‘ nenne; — die Mutter schüchterte sie ein mit der Entgegnung: „Was weißt Du vom Leben? Lern' es erst kennen!“

Dergleichen Kontroversen mußten bald auf die

wichtige Frage leiten, ob Mathildens Herz völlig frei geblieben? Ob es nie für einen Mann empfunden habe? Onkel Hanns und Frau Johanna bewahrten das ihnen anvertraute Geständniß, (wiewohl sie beide mehr kindischen Eigensinn, als tiefere Bedeutung darin vermutheten,) mit strenger Gewissenhaftigkeit. Auf Mathildens innere Erlebnisse vor deren Einzug in Mühlhaus gingen sie nicht ein. Daß, seitdem sie bei ihnen lebte, nichts vorgefallen sei, was ihr Herz nur im entferntesten berührt habe, durften beide der Wahrheit gemäß versichern.

Baronin Stjernholm hielt also ihre Tochter für vollkommen frei von jeglicher Empfindung für einen Mann, und die Zukunft der jungfräulichen Dorfbewohnerin lag, wie sie meinte, nur in der Mutter Händen.

Mathilde that nichts, diese Meinung zu berichtigen. Weßhalb auch? Würde ihre Mutter sie verstanden haben? Onkel und Tante hatten dieß zwar auch nicht gethan; wenigstens nicht im eigentlichsten Sinne. Aber sie hatten darum doch geschont und geachtet, was sie für eine kranke Stelle in der sonst so gesunden Mathilde hielten. Mutter würde wahrscheinlich sondiren und nach ihrer Art heilen wollen? Und das thäte nicht gut. — Da war denn und blieb

in der Baronin Augen ihre Tochter die unerfahrene, mannbare Jungfrau von kaltem Temperament, die mit ihrem Verstande, ihren Reizen, ihrem Gehorsam recht dazu geboren schien, sich durch kein überströmendes Gefühl irremachen zu lassen bei Verfolgung irgendeines wichtigen Zweckes. Und daß dieser Zweck eine ‚große Heirat‘ sein müsse, darüber konnte doch kein Zweifel obwalten. Nun fragte sich's nur, wo der Mann zu suchen sei, reich genug, um durch seine Schätze Mathildens Vorzügen das Gleichgewicht zu halten. Mit höchstem Rang und hohem Adel hatte Mama entschiedenes Unglück gehabt? Wie, wenn man es jetzt mit der Aristokratie des Geldes versuchte? Und zwar auf einem ganz neuen Schauplatze, wo Baronin Stjernholm-Schmalkow noch nie erschienen war; wo keine Erinnerungen lästig zu werden drohten, wie etwa in der heimischen Residenz. Ja, wie wär' es mit Hamburg? Sollte da nicht ein Senatorssohn sich finden lassen, der sich glücklich schätzen würde, eine von seines Vaters Millionen der Mutter einer solchen Tochter darzubieten, damit jene ihn bei dieser in das günstigste Licht stelle?

Das waren in den ersten Tagen ihrer Anwesenheit zu Mühlhaus noch unbestimmte, vereinzelte Gedanken, die bei Spaziergängen im sommerlichen Herbste

ihr ums Haupt zogen wie die wohlbekannten Fäden unsichtbarer Spinnen, die man — wer weiß warum? — den Alten-Weiber-Sommer nennt, und die sie dieser Benennung wegen nicht leiden mochte. Denn seitdem sie neben ihrer Tochter stand, fing sie an die eigene ewige Jugend zu bezweifeln und wollte nichts von alten Weibern hören.

Ein an und für sich höchst unbedeutendes Zusammentreffen sollte den vaguen Plänen erst entschiedene Richtung geben, und zwar nach einer Seite hin, wo wir's am wenigsten vermuthen dürften.

Es fand sich nämlich beim Gutsherrn ein junger Bursche ein, der die Bitte vorlegte, es möge ihm ein Dienstzeugniß ausgestellt werden, dessen er bedürftig sei, um die Bewilligung zur Heirat zu erhalten. Baron Schmalkow, mit allen Bewohnern seines Dorfes und deren Verhältnissen aufs genaueste bekannt, zeigte sich sehr erstaunt über die getroffene Wahl. Die Braut schien ihm für den Jungen, der auffallend dumm aussah, und seinem Aussehn Ehre machte, durchaus nicht passend. „Was Teufel," fragte er barsch, „wie kommst Du darauf? Weßhalb willst Du gerade die zur Frau haben?"

„Je nun," antwortete Sponsus: „sie hat eine alte kluge Mutter, die soll mich Verstand lehren!"

Die Stjernholm stimmte zwar mit ein in das laute Gelächter, welches diesem Geständnisse folgte; aber die Worte des jungen Tölpels machten doch auch einen höchst eigenthümlichen, ernsten Eindruck auf sie, so zwar, daß sie sich im Stillen vornahm, der bäurischen Verstandeslehrerin Bekanntschaft zu suchen; denn, meinte sie, das müsse eine in ihrer Art und ihren Verhältnissen nicht unbedeutende Person sein, von der man allerdings lernen könne.

Fühle doch auch sie sich gar nicht abgeneigt, einem künftigen Schwiegersohne denjenigen Grad von Verstand beizubringen, der nöthig ist, um einzusehen, wie weit die Rechte und Ansprüche einer Dame von Geburt reichen, wenn sie sich herabläßt, ihre Tochter einem ‚Nichtgeborenen' zu geben. In diese Erwägungen mittenhinein kam ein Brief aus der Residenz, den Bruder Hanns aus dem Zeitungspakete zog und seiner Schwester zureichte, ohne ihn näher zu betrachten. Dadurch entging ihm denn auch, daß ins Kouvert das gedruckte Schema eines Empfangscheines geschoben war, auf welchen die Baronin vom nächsten Postamte eine nicht unbedeutende Summe Geldes abholen sollte. Diesen Zettel brachte sie glücklich unbemerkt beiseite. Es würde ihr beschämend gewesen sein, auf etwaige Anfragen eingestehen

zu müssen, daß jene paar tausend Thaler den Ertrag ihres zuletzt verkauften Eigenthumes bildeten; daß mit ihnen jedes Mittel einer selbstständigen Existenz für immer und ewig erschöpft sei. Der Brief des Agenten sprach sehr deutlich in Ziffern aus, was über diesen tristen Gegenstand zu sagen blieb, und die arme Leserin, ohne sich auf Prüfung einzelner Zahlen einzulassen, hielt sich an die Summe, die ihr, als Resultat eines so viel erregten und erregenden Lebens, zum Verzweifeln klein erschien. Doch je kleiner, desto sorgfältiger mußte sie bewahrt werden, und die nächste Aufgabe war, sich ohne Aufsehn in Besitz zu bringen. Dazu war die kleine Reise nach dem Postamte unerläßlich, und diese wieder konnte nur bewerkstelliget werden, wenn Baron Schmalkow anspannen ließ. Demnach war erst ein schicklicher Vorwand zu ersinnen, dann aber eine passende Stunde abzulauern, wo das schwesterliche Anliegen günstiges Gehör fände. Ein so sprechender Beweis für die Abhängigkeit ihrer gegenwärtigen Lage konnte eine Dame wie Baronin Stjernholm nicht anders, als im Innern empören. Sie, die Freieste der Freien, die immer nur ihren Phantasieen Folge geleistet, nie gefragt hatte, was die Erfüllung dieses oder jenes Wunsches kosten werde?

Sie war gezwungen zu bitten, daß man zwei erbärmliche Ackergäule vor einen noch erbärmlicheren Wagen spanne, und sollte, bevor sie solche Bitte wagen dürfe, vorher noch abpassen, ob der mühlhauser Gebieter in der Laune sei, gehorsamstes Ansuchen zu bewilligen? Er aber saß, fern von jeglicher Ahnung, was im Busen der Schwester vorgehe, über seinen Zeitungen, in deren Genuß sogar Mathilde sich nicht traute, ihn zu stören. Die Schwester hinwiederum wälzte ungeheuere Entschlüsse in ihrem Kopfe umher: sie überlegte, ob sie nicht den Hofwächter ins Vertrauen ziehen und bei Nacht, wenn alles schlafe, unter dem Schutze eines zuverlässigen Begleiters aus dem Dorfe die Expedition zu Fuße unternehmen solle? Es kam nur auf den Hinweg an, — und drittehalb Meilen hoffte sie gehen zu können, — für den Rückweg stand ihr ja des Posthalters schon erprobte Gelegenheit zu Diensten! Gleichwohl war es ein fürchterliches Wagniß für die seidenweichen, zarten Füße, die noch nie versucht hatten, wie lederne Bekleidung ihnen zusagen werde?

Doch ehe sie noch über ein so außerordentliches Mittel mit sich einig geworden, ergab sich wie von selbst ein ungleich näher liegendes, leichteres. Schmalkow nahm aus der Beilage einer größeren politischen

Zeitung das winzige Kreis-Wochenblättchen, um es leichthin zu überfliegen und beiseite zu schieben; — da rief er plötzlich: „Wieder ein Fortschritt! Hier ist die Anzeige einer fahrenden Französin enthalten, welche mit pariser Korsets und Schnürleibern sich empfiehlt; sie hat ihre Niederlage im Städtchen aufgeschlagen, wo sie aber nur drei Tage verweilt. Das ist etwas für Euch, Frauenzimmer."

„Für mich wohl nicht," lächelte Frau Johanna, indem sie tief aufathmete, wie Eine, die ihrem Schöpfer dankt, daß sie frei ward von jener Eitelkeitsfolter.

Baronin Stjernholm warf ihrer Tochter einen vielsagenden, fast bittenden Blick zu, den diese auffaßte und insofern ganz richtig deutete, als sie annahm, die Mutter wünsche im Hintertreffen zu bleiben, wenn es darauf ankäme, Pferde und Wagen zu erbitten. Damit war der sonst freigebige Schmalkow geizig, wie fast alle guten kleineren Landwirthe, deren sogenannte Kutschenpferde zugleich im Acker gehen. Mathilde nahm an, ihre Mutter beabsichtige ein Toilettengeheimniß mit der Französin abzuhandeln und fürchte spöttischen Widerspruch von des Oheims Seite. Weiter ging ihre Kombination nicht; gleichwohl hielt sie's für kindliche Pflicht sich zu opfern, darum griff sie ihrer Tante entschiedenes

Ablehnen auf und erwiederte deren: ‚für mich wohl nicht!‘ mit einem schmeichelnden: ‚aber ich wohl, Onkelchen!“ Gegen diesen Ton seiner Nichte und Pflegetochter besaß der mühlhauser Selbstherrscher gar keine Waffen; damit hätte sie ihm, wie er versicherte, sein bewegliches wie unbewegliches Hab und Gut abbetteln können. Er willigte ein, ohne den leisesten Versuch der Weigerung, konnte aber doch nicht unterlassen zu bemerken, daß ein Wuchs und eine Taille, wie der liebe Gott gewissen Leuten gegeben, ohne solchen ‚Wespenharnisch‘ weit schöner sei. Worauf Mathilde ihm antwortete: „Du bist sehr gütig, Onkelchen, doch davon verstehst Du wirklich nichts.“

Die Stjernholm mengte sich nicht ins Gespräch; ja, sie war vorsichtig genug, sich von ihrer Tochter und der Schwägerin erst lange zureden lassen, ehe sie einwilligte, Erstere zu geleiten. Die Fahrt wurde für nächsten Morgen um sieben Uhr angesetzt und Bruder Hanns schärfte der Langschläferin-Schwester mehrfach ein, daß sie Stunde halten solle, weil sie sonst zu spät nach Hause kämen. Ein Gebot, an dessen Erfüllung niemand von allen Vieren glaubte; diejenige am wenigsten, der es ertheilt ward!

Desto erstaunlicher, daß sie, früher schon reise-

fertig als Mathilde, diese zur Eile antrieb, als die Pferde kaum vor der Hausthür wieherten. Wodurch war dieses Wunder bewirkt worden? — Baronin Stjernholm angekleidet, ohne Beihilfe ihrer Kammerjungfer-Dienste versehenden Tochter, tritt in einen kühlen, nebeligen, schon an Spätherbst mahnenden Septembermorgen hinaus und besteigt Schmalkow's unbequemen Wagen so lebhaften Muthes voll, als hätte sie einen Triumphzug anzutreten? Ist ihr über Nacht ein Geist erschienen? hat ein glückverheißender Traum sie erweckt? Keins von beiden, dennoch von beiden etwas.

Sie hat gestern Abend eine Hand voll Zeitungen vom Tische des Gesellschaftszimmers mit in ihr Schlafgemach genommen und hat unter den Vermischten Artikeln einen folgenden Inhalts entdeckt: ‚Es soll nun gewiß sein, daß Einer unserer größten, reichsten und tüchtigsten Magnaten, Graf E. auf E., sich bei Lebzeiten der Verwaltung seiner Güter entzieht und seinem Nachfolger und einzigem Sohne das Majorat gesetzlich abtritt. Die allerhöchste Einwilligung hat diesen ebenso ungewöhnlichen, als unerklärlichen Entschluß, wie wir hören, bereits sanktionirt.‘

Diese wenigen Zeilen auf Löschpapier gedruckt genügten, der Baronin Stjernholm eine neue Welt

zu öffnen; oder richtiger gesagt: ihr einen Rückblick in ihre alte Welt, in das verlorene Paradies ihrer Vergangenheit zu gestatten. Wohin zunächst und eigentlich? Das wäre schwierig zu sagen. Wenn wir nicht geradezu annehmen wollen, sie erinnere sich — obgleich dunkel — gewisser Neckereien des verstorbenen Grafen Theodor gegen seinen jüngeren Bruder in Betreff einer prudent'schen Pensionärin, und sei nun durch ihre verzweifelte Situation so weit gediehen, neben diese verblichenen Erinnerungen Hoffnungsbilder von grellster Färbung zu stellen? — — so wird ihr doch nicht Unrecht geschehen, wenn wir behaupten: sie stand auf dem Punkte, sich und ihre persönlichen Vorzüge aus dem Spiele und Mathilden die Rolle zu lassen, die sie so lange, stets mit Beifall, nie mit Erfolg dargestellt. Die Majoratsherrschaft, — Graf Ulrich, — Graf Hermann — Mutter — Tochter — Liebe — Eifersucht — der Geldbrief aus der Residenz — ein, wenn auch verspäteter, Besuch in Eichenau, — dieß alles drehte sich wie ein Feuerrad, bunte Funken sprühend, die ganze Nacht hindurch vor ihnen Sinnen herum, und der kleine Zeitungsartikel bildete das Zentrum. Sie konnte das erste Grau des Morgens nicht erwarten, aufzustehen und Tag zu machen. Wahrscheinlich

zum erstenmal in ihrem Leben, daß eine für sie bespannte Equipage nicht auf sie warten durfte. Sie benützte die Fahrt bis ins Städtchen, sich zu unterrichten, welches Angedenken Mathilde dem Aufenthalte in der Residenz bewahrt, ob jene die Veranlassung der damals so rasch bewerkstelligten Trennung geahnet habe? Ob sie überhaupt von einem jungen Verehrer in Uniform etwas wisse? Besonders aber, ob sie jemals den Namen des Grafen nennen hörte? Die völlige Unwissenheit der Befragten über den letzten Punkt half ihr glücklich, auch die andern zu umgehen und ausweichende Antworten zu finden, ohne daß sie nöthig hatte, ihre Zuflucht zu ausgesprochenen Unwahrheiten zu nehmen. Ihrer Mutter hätte sie unmöglich eingestehen können, was sie dem Oheim und der guten Frau Johanna als heiligstes Geheimniß ihres reinen Lebens willig anvertraut. Fürchtete sie vielleicht verspottet zu werden? Fand sie die Frau von Welt, deren Tochter zu sein der Himmel ihr auferlegt hatte, nicht würdig einer solchen Mittheilung? — Genug, sie schwieg; und Baronin Stjernholm brachte, als sie ins Städtchen einfuhren, die feste Ueberzeugung mit, daß Mathildens Herz von jeglichem Gefühle für einen Mann vollkommen frei geblieben sei. Während die franzö-

sische Korsetverkäuferin ihre Waare vor der Tochter etablirte und sich alle ersinnliche Mühe gab, dieser eine Probe ihrer Kunst auf den Leib zu schwatzen, entschlüpfte die Mutter, eilte dem Postamte zu und erhob dort ihren papiernen Schatz, den sie erst sorgfältig im Arbeitsbeutel verbarg, ehe sie bei Demoiselle Chevelin wählerische Musterung für die Bedürfnisse ihrer schon widerspäustigen Taille hielt. So zweifach gerüstet: den Harnisch auf der Brust, die Waffen im Sack, trat sie den Rückweg nach Mühlhaus an; und wie sie die Hinfahrt benützt hatte, sich von Mathildens Seelenzuständen (insoweit diese auf ihre Entwürfe Einfluß haben konnten,) zu unterrichten, ebenso benützte sie die Heimfahrt, das gute Mädchen auf drohende Veränderungen der gegenwärtigen Lage aufmerksam zu machen. Sie verfuhr dabei mit aller Vorsicht. Ihre nächste Bemühung richtete sich dahin, begreiflich zu machen: daß i h r der Aufenthalt in Mühlhaus nicht anders als unerträglich dünken könne; daß sie nur den Gedanken hege, wie es möglich sei, einen ihr besser zusagenden, mit ihren Lebensgewohnheiten und Ansprüchen mehr übereinstimmenden zu finden! Daß Bruder Hanns und Frau Johanna prächtige Leute, aber durchaus nicht geeignet wären, für die Entbeh-

rungen zu entschädigen, die ihre Abgeschiedenheit von der großen Welt auferlege; daß endlich Mathildens blühende Jugend zu etwas Höherem berufen sei, als hier zwischen Föhrenwäldern und Sanddünen zu verkümmern.

Ihre Gegeneinwendungen, (was sie selbst betreffe!) halfen der Tochter nichts; ihre Versicherungen, daß sie sich in dieser Abgeschiedenheit sehr zufrieden fühle und ihr stilles Glück mit keinem lärmenden vertauschen wolle, wurden abgewiesen und überstimmt durch die Worte: „So redest Du nur, weil Du nicht weißt, was Du entbehrst. Lerne es kennen!" Dann folgten beredte Schilderungen, blendende Verheißungen. Und als auch diese des Mädchens Gleichgewicht unerschüttert ließen, da wich die Mutter aus dem frivolen Tone in den sentimentalen, sprach von kindlicher Hingebung: von den Rechten, die ihr, von den Pflichten, die einer Tochter zuständen; gab zu verstehen, welch große Hoffnungen darauf gebaut, welch unglaubliche Erfolge zu erreichen wären; redete sich und die Hörerin in eine gewaltsame Rührung hinein. Beide befanden sich in heftiger Exaltation, da sie heimkehrten.

Baron Schmalkow wollte wissen, ob der Einkauf der Schnürbrüste diese Aufregungen hervorge-

bracht, oder ob seine Schwester etwa gar Mathilden gezwungen habe sich, gleich ihr, torquiren zu lassen? Frau Johanna jedoch blickte tiefer. Sie sprach beim Schlafengehen zu ihrem Gemal: „Die Ankunft Deiner Schwester war ein Unglück; gib Achtung, sie nimmt uns Mathilden."

„Oho," rief Schmalkow, „da müßten wir auch dabei sein! Wer läßt sich denn so leicht sein Liebstes nehmen?"

— Aber sie waren nicht dabei, weder Frau Johanna, noch er, als Baronin Stjernholm, was im Wagen auf der Rückfahrt begonnen und eingeleitet worden, im stillen Schlafgemach fortsetzte und ausarbeitete. Sie sprach hinreißend. Sie ließ kein Mittel unversucht, ihre Tochter zu rühren. Auch die Thränen einer ‚für eigene, schwere Schuld nun durch Abneigung des einzigen Kindes hart bestraften Mutter' stellten sich rechtzeitig ein. Gegenversicherungen von Mathildens Seite brachten erneute, sanftere Rührungen für beide Theile hervor. Des Mädchens Herz wurde durch und durch erweicht, aufgelockert, empfänglich gemacht, wie ein Stück fruchtbaren Bodens von warmen Regengüssen, der dann jedes Körnchen aufnimmt und keimen läßt, wär' es auch längst

vertrockneter Samen von vergessenen Blüten aus früherer Zeit.

Vielleicht würde Schmalkow's Pflegetochter nie den Muth gewonnen haben, an eine Trennung von Mühlhaus zu denken, — (auch bestürmt von ihrer wirklichen Mutter,) — hätte diese nicht verstanden erst ihr Mitleid rege zu machen. Sie weinte sich in den Gedanken hinein, — und nachdem sie erst ein wenig vertraut mit ihm geworden, lachte er sie an; — denn bei all dem blieb sie ja doch ein junges Mädchen.

Baronin Stjernholm aber sah deutlich ein, daß ihr Sieg ein momentaner sei, daß er eiligst benützt werden müsse, solle er nicht umschlagen. Lange, ausführliche Berathungen zwischen Bruder, Schwägerin und Mathilde durften nicht mehr geduldet werden. Die Beziehungen dieser drei miteinander eingelebten Personen hatten schon zu viel Innigkeit gewonnen; gegenseitiges Vertrauen athmete aus jedem Worte, das sie wechselten. Keine Frage: Mathilde liebte Onkel und Tante mehr als ihre Mutter, — und wie letztere ehrlich hinzufügte, ‚nicht ohne Grund!‘ Freilich reichte diese Ehrlichkeit über ihre Selbstgespräche nicht hinaus und leitete nur zu desto gewaltsameren Entschlüssen.

Wir entschlagen uns der undankbaren Mühe, die Auftritte ins einzelne auszumalen, die einer endlichen Bestimmung vorangingen. Verhandelt wurden die so häufig im Leben aufgeworfenen Fragen: wie weit die Rechte leiblicher Eltern auf das Kind gehen, um welches sie sich gar nicht, oder doch nur obenhin bekümmert haben? Und inwiefern des Kindes Pflichten jenen gewidmet sein sollen, die ihm, höherer Bedeutung nach, wahre Eltern wurden? Was die Gesetze bestimmen, ließ sich hier nicht mehr in Anwendung bringen, weil eine selbstständige Jungfrau zwischen beiden Parteien Gegenstand des Streites, folglich die Entscheidung ihr allein anheimgestellt war.

Baronin Stjernholm hatte die Wahl: was ihr Bruder an Beschwerden und Anklagen wider sie vorbringen werde — (denn Frau Johanna enthielt sich in weiblicher Würde jedes Verdammungsurtheils über die Schwägerin,) — mit anzuhören? Oder, wenn Schmalkow ausbrach, das Feld zu räumen.

Sie zog entschlossen das erstere vor: sonst hätte sie Mathilden bei den Pflegeeltern allein lassen müssen, und das wäre ihren Absichten gefahrdrohender geworden, als alle ihr ins Gesicht geschleuderten Strafpredigten. Bei Schmalkow's Heftigkeit litten diese an

handgreiflichen Uebertreibungen, und da sie sich nur durch schweigende Demuth vertheidigte, kam ihr bei Mathilden zugute, was ihren Einfluß auf diese zu vernichten gegen sie gesagt wurde. Sie erlaubte sich, wie in reuiger Zerknirschung, höchstens die Frage: „Hältst Du mich wirklich für so schlimm, als mein Bruder mich macht?“

„O Gott nein,“ schluchzte dann die Tochter, warf sich ihr an die Brust, wendete sich aber dann sogleich wieder zum Onkel, reichte diesem die Hand und bat mit sprechenden Geberden, er möge schonender verfahren. Weder die Frauen noch Baron Hanns, der wohl Mathilden, doch mindestens ebensosehr seines Hauses Ruhe und Frieden liebte, hätten ein solches Leben lange aushalten können; die Geschwister gestanden es ein. Schmalkow sagte seiner Frau: „Ich wollte, sie wären schon fort und ich der traurigen Pflicht überhoben, eine Tochter vor ihrer Mutter zu warnen!“ Die Stjernholm sagte zu Mathilden: „Wenn Du meinen Bruder und seine Frau nicht verlassen willst und kannst, so bleibt mir nichts übrig, als allein aufzubrechen, sei es auch, um fern von hier im Elend einsam zu sterben; lieber das, als länger in dieser Hölle ausdauern!“ Und Mathilde wußte, — was den Vergleich mit einer Hölle betraf, —

nichts dagegen einzuwenden; wie tief es sie auch betrübte, daß ihr liebes Mühlhaus jetzt einen so häßlichen Namen führen sollte; noch dazu durch der eigenen Mutter Gegenwart. Sogar Frau Johanna wußte sich keinen Rath mehr. Alle vier waren im Innersten überzeugt, nur ein rascher Entschluß, eine gewaltsame Entscheidung könnten lösen, was sich verwickelt hatte. Niemand wagte, sich rücksichtslos auszusprechen; auch die Stjernholm nicht, die doch der Schmalkow'schen Anrecht auf ein so liebevoll behandeltes Pflegekind vor sich selbst nicht ableugnen mochte. Sie hätte gern gehabt, daß man die Entscheidung einzig und allein von Mathilden abhängig gemacht, fest überzeugt, diese werde ihr gehorsam folgen. Und das eingeschüchterte Mädchen dann für die Trennung von Mühlhaus und den Verlust der Pflegeeltern zu entschädigen, das, meinte sie, solle ihre Sorge sein; und sie zweifelte nicht am Gelingen.

Zwei Tage lang hatte nun die Marter gewährt; schlaflose Nächte mit Thränen, Seufzern, ungeduldigen Ausrufungen fehlten auch nicht. Am dritten Tage standen die vier Märtyrer, die zugleich Marterer waren, mit der Ueberzeugung auf, daß heute eine Wendung eintreten müsse! Nur wußte Keins der Viere, wie sie bewerkstelligt werden könne?

„Es ist kein Fortschritt in der Sache," murmelte Schmalkow. „Wir kommen zu keinem Ziele. Das arme Mädchen geht dabei zugrunde. Wir sind die beiden Mütter vor König Salomo, wir reißen uns um das Kind."

„So laß' es fahren," sprach Frau Johanna, „und gib es seiner Mutter in Gottes Namen hin, ehe Du zusiehst, wie es länger gequält wird!"

„Aber was wird diese Mutter aus unserer Mathilde machen? Eine eitle, herzlose Kokette, eine ränkesüchtige Planschmiederin wie sie selbst ist? Darf ich das zugeben?"

„Höre, Hanns, es wär' nicht zum erstenmale in der Welt, daß eine zweideutige Person, (die obendrein lange nicht so schlecht ist, als ihre Nachrede,) daß diese ihre Tochter sicherer bewahrt, und mehr in Ehren hält, als manche sittsame, schüchterne Mutter, die von Gefahren keine Ahnung hat. Ich bin fest überzeugt, Deine Schwester wird ihre Tochter vor jedem Irrthum bewahren, den sie vielleicht selbst beging. Allerdings mag sie darauf ausgehen, sich durch sie ein sorgenfreies Alter zu bereiten. Doch das wäre nur bedenklich, wenn Mathilde anders wäre wie sie ist. Verkaufen, verhandeln an einen reichen Gemal läßt die sich nicht; darüber sind wir einig, Hanns. Führt

ihr aber die Mutter Einen zu, der ihr gefällt, der ihr die wunderlichen Kinderträume vertreibt, ihren starren Eigensinn — den einzigen Fehler, den wir an ihr entdeckten — glücklich vertreibt! Gestehe selbst, dann geschieht ja nur, was wir so herzlich wünschten, und was wir in unserer Abgeschiedenheit nur nicht durchführen konnten. Die Stjernholm bringt es zustande, verlasse Dich darauf. Wir dürfen ihr weder diesen Triumph mißgönnen, noch die kleinen Vortheile, die für sie daraus erwachsen. Sie ist und bleibt einmal des Mädchens Mutter." —

„Und damit ist gesagt, daß wir Mathilden verlieren!"

Baron Schmalkow that diesen Ausruf mit allen Zeichen einer innigen Trauer. Und was sich bis heute nie gezeigt, wovon Frau Johanna auch nicht die geringste Spur verrathen, machte sich jetzt in ihrer Entgegnung fühlbar: „Sollte man doch argwöhnen, Hanns, Du empfändest mehr als väterliche Neigung für sie?" —

Frau Johanna war eifersüchtig auf die Pflegetochter, die auch sie mit allen Beweisen mütterlicher Zärtlichkeit überschüttet, die sie an ihrem Herzen gehegt hatte, wie wenn das Kind dereinst unter ihrem Herzen gelegen?

Eifersüchtig! In ihren Jahren? Auf einen Mann in Schmalkow's Jahren? Die verständige, ruhige, würdige Hausfrau!?

Ja, da hilft alles nichts. Die Eifersucht ist eine räthselhafte Passion, die alle anderen überdauert. Sie kann durch edlen Willen gebändiget, ein halbes Menschenalter hindurch, in das äußerste Winkelchen eines guten Herzens gebannt, eingetrocknet und zusammengeschrumpft sein, zur Unkenntlichkeit. Ein Tröpfchen bitterer Galle fällt darauf — und sie gewinnt Leben und Kraft, entfaltet ihre scheußlichen Glieder, und die giftgeschwollene dickbauchige Spinne ist da, eh' man es denkt, und macht sich breit im besten Herzen.

Einer Beobachterin wie die Stjernholm durfte der Schwägerin heimliches Leid unmöglich verborgen bleiben. Sie war die Erste, die es entdeckte, noch ehe die arme Eifersüchtelnde selbst recht genau wußte, woran sie kränkelte? Sie benützte die Entdeckung auf eine nicht gar schwesterliche Weise, die eben auch nicht brüderlichen Angriffe ihres Bruders abzuschlagen. Und die Verwirrung wurde immer größer; das Dasein in Mühlhaus immer unerträglicher, von Stunde zu Stunde.

Da faßte der Mann des Fortschrittes einen

männlichen Entschluß. Wollte er seiner Johanna beweisen, daß sie ihm Unrecht thue? wollte er im Gegentheil ihr Recht geben, indem er künftige Gefahr vermied? Wollte er seiner Schwester zeigen, daß er's nicht so übel mit ihr meine, als seine harten Worte glauben ließen? Wollte er Mathilden Gelegenheit gönnen, ihrer jungfräulichen Entsagung zum Trotze denn doch ‚eine Partie zu machen?' — Genug, er sprach es aus, laut und vernehmlich: „Es geht so nicht mit uns; wir kommen hier nicht mehr ins reine; es gibt für uns keine Hilfe, als daß meine Schwester uns wieder verläßt und ihre Tochter mit sich nimmt. Wo Holz gehackt wird, da falleu Späne."

Es ist ein häßlicher Brauch der meisten, auch sonst recht gutmüthigen, Männer, daß sie, was ihnen im Innern wehthut, diejenigen entgelten lassen, um deren willen sie leiden, mögen diese auch unschuldig daran sein, wie neugeborene Kinder. Leider machte Schmalkow davon keine Ausnahme. Er grollte mit Mathilden, als ob sie ihre Mutter herbeigerufen, ob sie Johanna's thörichte Schwäche veranlaßt hätte? Für Mathilden war dieser Groll ein Trost, wenn auch ein trauriger: die Wehmuth der letzten Stunden in Mühlhaus wurde dadurch minder schmerzlich, und wovor sie am meisten gebangt, eine letzte feier-

liche Unterredung mit dem Oheim, fand gar nicht statt. Dagegen ließ die Tante sich's nicht nehmen, während die Mutter ihre beschleunigten Anstalten zur Abreise traf, noch einmal mit der Pflegetochter unter vier Augen zu reden.

Da ging der edlen Frau das Herz in voller Liebe auf. Da blieb für die Spinne Eifersucht kein Räumchen übrig: sie mußte fliehen. Und so wacker wußte Frau Johanna sich zu fassen, daß sie mit warmer Dankbarkeit aller Freuden gedachte, die ein holdes, erblühendes Kind in dieses kinderlose Haus gebracht habe, ohne mit einer Silbe der trüben, öden Stille zu erwähnen, welche sich nun hinter der Scheidenden über Mühlhaus verbreiten werde. Von ihren, von Schmalkow's künftigen Tagen sprach sie nicht. Sie redete nur von Mathildens Zukunft, von deren Stellung zur Mutter. Und dabei verfiel sie nicht in ihres Gatten harte Weise. Sie lobte an der Schwägerin, was mit Recht an ihr zu loben war; sie lobte die Tochter, die ihrer Mutter aufopfernd folge. Aber sie warnte auch, in gemessenen Formen, vor allzuweit getriebener Nachgiebigkeit, vor allzuhingebender Aufopferung.

Da zeigte Mathilde, daß sie nicht gedankenlos ihren augenblicklichen weichen Empfindungen nach-

gebe, sondern daß sie wohl überlegt und in ihrem Innern erwogen habe, was sie beginne. „Ich darf,“ sagte sie zur Tante, „meiner Mutter nicht erwiedern, was ich Euch erwiedern durfte, als Ihr in mich dranget, dem Herrn von Wahlen meine Hand zu reichen. Du und Onkel Hanns, Ihr hattet nichts im Sinne, als mir ein Glück zu bereiten, und ich hatte das Recht, Euch zu entgegnen: ich hoffte es sicherer zu finden, wenn ich, den ersten Eindrücken meiner Jugend getreu, an Heirat weiter nicht dächte. Anders verhält es sich jetzt, wo meine Mutter — wenn auch mein Glück, wie ich gewiß glaube, — doch nicht minder ihre sorgenfreiere, künftige Existenz vor Augen hat. Da müssen meine bescheidenen Wünsche weichen vor der Pflicht. Ich habe kein Recht mehr, unbedingt Nein zu sagen. Ich muß meiner Mutter überlassen, welche Wahl sie für mich — (und für sich) treffen, welchen Gatten sie mir vorschlagen wird? Der kindliche Gehorsam reicht bis zum Tode, warum sollte er nicht bis zur Ehe reichen? Ich würde nicht die erste gute und redliche Gattin sein, die ihren Gemal achtet, ohne ihn zu lieben; die ihn — nach ihrer Weise — beglückt, ohne gerade jenes Glück an seiner Seite zu finden, wovon man in Pensionsanstalten träumt. Ja, bis zur Ehe könnten, unter bestimmten

Verhältnissen, der Gehorsam, die Aufopferung für meine Mutter ausreichen. Ueber die Ehre hinaus nie und nimmer. Verkaufen laß' ich mich ebenso wenig, als ich mich selbst verkaufen werde. Wen ich nicht verehren kann, dem laß' ich mich nicht vermälen und wenn er auf goldnen Bergen thronte. Deßhalb mache Dir keine Sorgen, Tantchen, Mathilde wird Eurer nie unwürdig handeln."

Am wärmsten reinsten Herbsttage, der jemals über die Wälder und Wässer um Mühlhaus emporgestiegen war, saßen Baron Schmalkow und Frau Johanna in ihrer Wohnstube, als ob die heftigsten Regenstürme sie gefangen hielten. Sie redeten nicht, sie klagten nicht, sie weinten nicht; sie saßen still und ernst neben einander. Auch die Dienstboten verkehrten schweigend. Als ob das ganze Haus leer und ausgestorben wäre, kam es den Leuten auf dem Hofe vor.

Baronin Stjernholm fuhr wie eine Siegerin, muntere Postpferde vor eine im Städtchen erkaufte Kutsche gespannt, die Kunststraße entlang. Ihre Tochter saß neben ihr und gab sich alle ersinnliche Mühe, der Mutter stolze Freude nicht durch ihre Thränen zu stören.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

‚Mir gefällt der Herbst, der klare,
Weil er feierlich die Bahre
Der erblich'nen Freuden schmückt,
Und ich an mir selbst erfahre,
Daß die Wehmuth mich beglückt.'

Diese Rückert'schen Verse hatte Ulrich Graf Eichengrün so oft gelesen und wiedergelesen, daß sein sonst widerspänstiges und für poetische Zitate wenig geeignetes Gedächtniß sie fest aufbewahrt hielt und ihm zu beliebigem Gebrauch stellte. Er sagte sie her, wo er ging und stand. Lobesam, der sie häufig vernommen, hatte sie sich auch zueigen gemacht und verfehlte seinerseits nicht, sie möglichst oft anzubringen und zu rezitiren, obgleich er eigentlich nicht recht wußte, was ‚Wehmuth' sei? Wenigstens in dem Sinne nicht, welchen der Dichter hier damit verknüpft. Er begnügte sich, seinen Grafen nachzuahmen, soweit Kräfte und Fähigkeiten immer ausreichen wollten; wie er vor und auf der stahlbrunner Badereise fleißig getrillert: ‚oui, c' en est fait, je me marie', ohne noch einen Gegenstand zu ahnen, den er durch seine Hand beglücken wolle, so wiederholte er nach derselben fortwährend: ‚und ich an mir selbst erfahre, daß die Wehmuth mich beglückt?', ohne von Weh-

muth, noch von Glück durch Wehmuth das Geringste zu empfinden. Vielmehr empfand er eine tiefe Niedergeschlagenheit über seines Herrn Niedergeschlagenheit, die dieser aus Stahlbrunn mitgebracht, und die ihn, den aufmerksamen Diener, verpflichtet hatte, sie ebenfalls zur Schau zu tragen. Weßhalb seine Excellenz plötzlich abgereiset, weßhalb jede Beziehung zu Baronin Stjernholm gewaltsam abgerissen worden war, das ließ sich erklären.

Wie aber Trübsinn, Lebensüberdruß die Folge einer solchen Trennung sein könnten, das ging über des Haushofmeisters Horizont. „Wenn's diese nicht ist," — so lautete seine Betrachtung, — „dann ist's eine andere; sie war zwar gewaltig schön, aber sie war doch nicht mehr gar jung; aber mein Graf kann die Schönste verlangen, wenn sie auch zugleich die Jüngste ist, und wird nirgend einen Korb bekommen, wo sie nicht ganz verrückt sind. Muß es denn einzig und allein diese schwedische Dame sein? Wenn sie ihr Glück nicht erkennen will, so läßt man sie laufen und beglückt eine andere!"

Aus diesen Aeußerungen geht hervor, daß Lobesam mehr Groll, als Wehmuth empfand. Für ihn blieb es denn auch unerklärlich, warum sich der Graf in wenigen Monden so auffallend verändert

hatte? Nicht sowohl mürrisch, als vielmehr betrübt, niedergedrückt, kleinlaut schlich der Gebieter von Eichenau einher. „Ganz umgewandelt ist er," — klagte der Haushofmeister gegen den Küchenmeister, — „kaum zum erkennen: still, nachgiebig, sanft; auch nicht ein rechtschaffener Esel, oder Schafskopf fährt ihm mehr heraus. Ich werde ganz irre und glaube bisweilen, ich bin gar in Ungnade gefallen. Den Frauenzimmern geht er entschieden aus dem Wege. Auf dem Wasserhofe ist er seit Monaten nicht eingekehrt. Unser Einer muß nun auch Trübsal spinnen; würde es sich doch wenig ziemen, aus anderem, lebhafterem Tone singen zu wollen, als der Herr. Mein Graf hat mir zum Vorbilde gedient, seitdem ich ihm — erst in der Eigenschaft eines Kammerdieners, später in der eines Haushofmeisters — diene. Ich habe mich auch immer ganz gut hineingefunden, und meine Sachen, glaub' ich, passabel gemacht. Jetzt hält es schwer, sich nicht zu vergessen; denn warum, man steht ja noch in seinen besten Jahren. Seine Exzellenz behaupten zwar jetzt mit einer wahrlich eigensinnigen Energie, wir hätten beide mitsammen einhundert und zwanzig Jahre auf dem Halse, was soviel sagen will, als jeder von uns sei ein Sechsziger. Nun, mich anlangend, darf ich versichern, ich spüre nichts davon,

und begreife auch nicht, wie der Graf jetzt auf einmal so alt geworden sein soll? Denn da der junge Herr, der Hermann, nach der Residenz ging, um Soldat zu werden, da hieß es doch immer nur, wir wären Fünfziger. Und nun sollten wir mit Teufelsgewalt Sechsziger sein und sind doch seitdem noch nicht zehn Jahre verflossen?"

Wenn dann der Küchenmeister — natürlich mit der Vorsicht, die er stets beobachtete gegen den Haushofmeister, — einwendete, daß an zehn Jahren nicht allzuviel mangeln dürfte, so brach Herr Lobesam traurig ab, und seufzte: „Es ist überhaupt merkwürdig, wie die Zeit vergeht!"

Dann schlich er davon und murmelte, wie er es von seinem Grafen vernommen:

‚Und ich an mir selbst erfahre,
Daß die Wehmuth mich beglückt!'

Doch diese forcirte Wehmuth hielt nur an, solange Graf Ulrich im Schlosse, oder dessen nächsten Umgebungen anwesend, das persönliche Beispiel gab. Sowie Seine Exzellenz den Hofraum verlassen hatte,— Besuche des Waldschlößchens waren förmlich an der Tagesordnung, — da ließ der Haushofmeister die aufgezwungene Maske der Entsagung fallen, und zeigte wieder sein lebenslustiges, röthlich-volles, wohl-

konservirtes, jedem hübschen Frauenzimmer zulächelndes Gesicht. Vorzüglicher Auszeichnung hatte sich jene Lotte zu erfreuen, die als Stubenmädchen kurz vor der stahlbrunner Fahrt aufgenommen, sich in die neuen Dienstverhältnisse leicht und geschickt eingerichtet, im gräflichen Schlosse schon wie zu Hause war. Sie stach dem protegirenden Lobesam gar sehr in die Augen; und eingedenk jener Bewilligung, die ihm halb im Scherze halb im Ernste ertheilt worden, daß er sich verheiraten dürfe, wenn er sonst Lust und Muth dazu fühle, begann er wirklich ernsthafte Einleitungen zu einem für ihn sehr bedenklichen Schritte zu treffen. Zweierlei blieb aber dabei unerwogen: erstens, daß der ihm gegebene Heiratskonsenz, abhängig von des Grafen eigenen Vermälungsprojekten, wahrscheinlich mit diesen zugleich rückgängig wurde; zweitens, daß Lotte ihren Protektor durchaus nicht angenehm fand, und daß ihr Walter, des Grafen Büchsenspanner, ungleich besser gefiel; was sie dem Haushofmeister offen ins Gesicht zu sagen nicht wagte, was sie aber dem Grünrock zu wiederholen nicht müde wurde, wenn ihr gutes Glück sie mit diesem allein zusammenführte. Dergleichen Zusammenkünfte waren leider selten, und weil beide, Walter wie Lotte, mehr oder weniger vom ‚gestrengen Hausregenten‘

abhängig blieben, so mußten sie behutsam sein, die günstige Wendung ihres Geschickes irgendeinem unvorhergesehenen Glücksfalle überlassend. Deßhalb vermieden sie, den zärtlichen Lobesam gänzlich zu enttäuschen, und dieser nahm Lottens Zurückhaltung für mädchenhafte, sittsame Schüchternheit, die ihm an seiner möglicherweise künftigen Braut gar wohl behagte. Allerdings mußte sie noch einige Erziehung empfangen, sich noch verschiedentliche feinere Manieren aneignen, ehe sie für würdig gelten konnte, Frau Haushofmeisterin genannt zu werden. Die Mühe der Erziehung wollte Herr Lobesam sich nicht verdrüßen lassen. Er benützte dazu die willkommenen Tage, wo der Graf sich außerhalb, der junge Jägersmann sich in dessen Begleitung befand, folglich von Störungen wenig oder nichts zu befürchten war.

Einen solchen Tag brachte denn auch die erste Woche des Oktobermonates, der so herrlich wie dieses Jahr seit Menschengedenken über Eichenau nicht aufgegangen sein mochte. Die ältesten Leute entsannen sich solches Spätherbstes nicht. Wurden doch manche Bäume und Gesträuche irre an der Jahreszeit; sie schlugen noch einmal aus und blühten wie im Mai. Warum hätte Haushofmeister Lobesam nicht auch irre werden und ein wenig ausschlagen sollen?

Umsomehr, da er sich selbst überlassen, da der Graf nicht zugegen war mit einem stummen veto? Da der Leibjäger den Herrn begleitete, der Leibjäger, dessen Verhältniß zu Lotte sich nicht mehr ignoriren ließ, wenn es auch vonseiten des jungen Paares, aus Furcht vor dem Schloß-Faktotum, möglichst verschleiert wurde? Der eitle Wunsch, über den im Range tief unter ihm stehenden Nebenbuhler zu siegen, ihn beim hübschen Stubenmädchen auszustechen, mag Herrn Lobesam vielleicht noch eifriger angespornt haben, als seines Herzens wirklicher, feuriger Trieb. Und wahrscheinlich würde sich der alte Sünder nach errungenem Siege und nach erhaltener Einwilligung des Grafen noch lange besonnen haben, sein Junggesellenthum mit einem bedenklichen Eheglück zu vertauschen? Heute jedoch zeigte er sich, wie man ihn lange nicht gesehen, im frivolsten, übermüthigsten Betragen, worin er jemals den Grafen glücklich nachzuäffen versucht, da dieser noch sein Wesen als ‚freier Witwer‘ trieb. Die Beschäftigungen des Tages waren allerdings aufregend gewesen und hatten den Haushofmeister in fortwährenden Kontakt mit dem weiblichen Personale gesetzt. Es handelte sich um nichts geringeres, als um die stündlich zu erwartende Ankunft des Majoratserben, des einstigen Ge-

bieters von Eichenau, des einzigen Sohnes Seiner Exzellenz. Graf Hermann sollte nach so langer Abwesenheit zum erstenmale wieder das Schloß betreten, und davon hatte Graf Ulrich gestern erst eine Andeutung gegeben. Es war also tüchtig gearbeitet worden, alles auf geziemende Art zu seinem Empfange vorzubereiten. Und jetzt, wo dieser Pflicht Genüge geschehen, suchte Lobesam Lohn und Erholung für seine Mühen bei dem Stubenmädchen, welches noch in Graf Hermann's Schlafzimmer die letzte Hand an Bettwäsche und Toilettentisch, von ihm beaufsichtiget, zu legen hatte. Für Lotte existirte nun kein Ausweg mehr. Sie mußte Stand halten und Rede stehen, als er mit stürmischen Fragen in sie drang.

„Was verlangen Sie denn von mir, Herr Haushofmeister?“ sagte die pfiffige Tochter des Dorfes so treuherzig und schuldlos, als wäre sie Jahre lang in die hohe Stadtschule gegangen.

„Daß Du kleiner Wildfang aufmerksam zuhören sollst, wenn Männer von Welt und Erfahrung Dir das Wort gönnen! Daß Du gebührend zu schätzen wissest die Gunst, welche man Dir zuwendet, obwohl Du erst seit kurzer Zeit aus Deinen niedrigen Umgebungen in diese hohen Räume versetzt worden bist. Daß Du, wenn ich mit Dir spreche, Deine

Spitzbubenaugen nicht immer ängstlich nach dem Fenster richtest, welches auf den Sattelhof hinabgeht...“

„Weil ich mich fürchte, daß er uns überraschen könnte . . .“

„Wer?“

„Nun, der Graf!“

„Du denkst nicht an den Grafen! Du kümmerst Dich nicht einen Augenblick darum, Kokette, ob der Graf mich bei Dir findet? Der Graf, der selbst vonjeher ein Verehrer der Schönheit, auch der ländlichen, gewesen . . . . Nein, Du fürchtest Dich vor dem Büchsenspanner!“

„Todtschießen will er mich, wenn ich einen Andern anhöre. Und den Andern auch!“

„Er soll sich hüten, daß er nicht aus dem Dienste gejagt wird, was für ihn schlimmer wäre, als Todtschuß. Sage das Deinem milchbärtigen Jägerlein. Es kostet mich nur eine Silbe und er springt.“

„Ach, Sie werden doch den braven Burschen nicht unglücklich machen?“

„Der brave Bursche soll mich nicht ärgerlich machen. Er soll nicht auf meinem Terrain jagen. Ihm gebühren die Forsten. Im Schlosse hat er nichts zu schaffen.“

„Ist doch auch des Grafen Diener?“

„Aber nicht sein Vertrauter! Nicht so lange ihm attachirt; nicht Haushofmei . . .“

„Eben deßwegen, weil er nicht so alt ist, wie der Graf —“

„Wer spricht von alt? Jungfer Lotte, daß ich dergleichen nicht wieder vernehme! Ich bin um keine Stunde älter, als mein Graf, und ich verhoffe doch nicht, daß sie wagt, . . . wir nehmen es mit den Jüngsten auf!“

„Im Reden vielleicht!“

„Dummes Gewäsch von Alter und Jugend überhaupt. Unsere sogenannte Jugend von heutzutage, d i e ist alt. Die Aelteren sind die Jüngeren. Ma foi, sieh' mich an. He? Was bildet sich dieser Waidjunge ein? Soll sich ein Beispiel nehmen an den Hirschen im Thiergarten. Ein tüchtiger Sechszehn-Ender schlägt sechszehn Spießer in die Flucht und behauptet das Feld!“

„O, Herr Sechszehn-Ender, sehen Sie doch; da fährt des Grafen Wurstwagen durchs Thor und niemand sitzt drauf, als der Kutscher! Wie geht das zu?“

„Schon so zeitig?“ sprach Lobesam, die Uhr ziehend; „ich erwartete ihn erst nach Zwölf? Seine Er-

zellenz werden am Gartenthore abgestiegen sein und über die Terasse kommen."

„Warum denn?"

„Weiß ich's? Vielleicht um die Töchter des Landes zu umarmen, wie ich thue" . .

Lotte rief: „Zu Hilfe!" Und auf diesen Ruf trat der Büchsenspanner ein: „Der Herr Haushofmeister soll gleich hinunter kommen; Seine Erzellenz erwarten ihn auf der Terasse."

Es zeigte sich deutlich, daß Walter gelauscht hatte. Lobesam war zornig darüber und über die Störung und am meisten, daß er die beiden hier zurücklassen solle. Er befahl folglich dem Stubenmädchen, sich zu entfernen, hatte aber noch den Verdruß zu sehen, daß während er die Thüren schloß, Walter und Lotte Hand in Hand vor ihm her durch die Gänge liefen. Er langte in übelster Stimmung auf der Terasse an, wo er seinen Grafen, nicht besser gestimmt und sehr matt auf einer Bank unter bereits leergeräumten hölzernen, Blumengestellen sitzend fand, der ihm entgegenrief: „Wo bleibst Du?" Lobesam versicherte, daß er und Lotte gerade erst in des Grafen Hermann Zimmern zu Ende gekommen wären, worauf der Graf ihn mitleidig und zugleich spöttisch von oben bis unten mit den Blicken maß und

mehrmals murmelte: „Alter schützt vor Thorheit nicht!“ Lobesam hörte dieses häßliche Sprichwort nicht, oder stellte sich an, als ob er es nicht verstehe, und erkundigte sich herzhaft, wie die Bürsche abgelaufen sei?

„Dreimal gefehlt; drei Kapital-Hirsche auf nicht hundert Schritt. Der Arm zittert, das Auge läßt im Stiche.“

„O ich bitte, Exzellenz, der beste Schütze hat seine Tage, wo's nicht geht“ —

„Vorbei, mein Alter! Alles vorbei! Man ist alt geworden. Müde bin ich von den paar Stufen die Terasse herauf. Alt, inwendig und auswendig alt, verlebt, fertig. Es ist Zeit, daß Hermann eintrifft; er sollte schon da sein. Ich hoffe doch, daß der Flügel, den er für jetzt bewohnen soll, so ausgestattet ist, wie sich für meinen Nachfolger ziemt?“

Der Haushofmeister versicherte, er habe das Beste zusammengestellt. Uebrigens sei er, das wolle er nicht ableugnen, ein wenig frappirt über das so plötzlich angekündigte Eintreffen des Grafen Hermann. Er habe immer noch einen andern Besuch in Eichenau erwartet, einen Damenbesuch. Die Kammerzofe der Baronin habe doch bestimmt versichert —

Da unterbrach ihn der Graf: „Die Baronin? Ich weiß nichts von ihr; will nichts mehr von ihr

hören. Sie ist eine intriguante Frau, der es nur darum zu thun war, daß sie Gräfin Eichengrün werden wollte. Bessere Ueberlegung hat mich zur Selbsterkenntniß gebracht. Wir sind alt, Lobesämchen, unsere Zeit ist aus. Merkst Du's nicht auch an Dir?"

„Die Wahrheit zu gestehen, Exzellenz, bisweilen in schwachen Stunden bedünkt es mich, als ob ich nicht mehr so völlig in meiner Blüte wäre? Aber da ich mein Lebelang Euer Exzellenz vor Augen hatte, und hochdero jugendliche Haltung, so hielt ich es auch für eines aufmerksamen Dieners Pflicht... Euer Exzellenz nennen dergleichen ‚Noblesse oblige;' bei mir hieß es bisweilen: ‚Hoffart will Zwang!'"

„Von nun," sagte der Graf, „hast Du Dir keinen Zwang dieser Art mehr aufzulegen, denn ich strecke die Waffen und erkläre mich für alt. Thue desgleichen, gebrauche Deine Bequemlichkeit."

Lobesam versank in ernstes Nachsinnen: „Was wird die Lotte denken," sprach er; „vor drei Minuten hab' ich ihr noch weißmachen wollen, ich sei wer weiß wie jung" —

„Sowie ich vor drei Monaten jener Baronin. Lauter Prahlerei! Greisenhafte Eitelkeit, die" — hier wurden Seine Exzellenz durch heftigen Husten verhindert fortzufahren.

„Gräfliche Gnaden haben sich verkältet,“ fiel der Haushofmeister theilnehmend ein. „Die Herbstnächte im Jagdschlößchen . . . . das Gebäude ist kühl und feucht.“ Dabei unterließ er nicht, gleichfalls tüchtig zu husten, was ihm nach einiger Bemühung so gut gelang, daß es ganz natürlich herauskam.

„Schiebe nicht die Schuld aufs Jagdhaus,“ entgegnete der Graf. „Es hat die gesündeste Lage, ist solid gebaut und hinreichend ausgetrocknet. Das Haus ist fest und neu; — wir, w i r sind schwach und alt.“

„Nun denn,“ seufzte Lobesam, „so ergeb' ich mich in meines Grafen Willen. Ja, ja, wir sind alt. Ich fühl's jetzt auch; ich kann's nicht länger in Abrede stellen.“

„Und deßhalb,“ fuhr der Graf fort, „schickt es sich, zurückzutreten; ungeschwächter Kraft Platz zu machen! Weißt Du, zu welchem Zwecke ich für heute sämmtliche Beamtete der Herrschaft aufs Schloß zusammenberief?“

„Es wird allerlei gemunkelt, Exzellenz. Für bestimmt ist nur allen bekannt, daß sie sich nach und nach beim Kameraldirektor einfinden sollen. Zu welchem Zwecke, weiß keiner von ihnen; der Direktor auch nicht, sonst hätt' er mir's vertraut.“

„Du sollst der Erste sein, der es erfährt, weil Du der Aelteste meiner Diener bist. Ich habe sowohl beim Oberlandesgerichte, dem gesetzlichen Kuratorium dieses Majorates, als beim Ministerium die erforderlichen Schritte gethan, noch bei meinem Leben, und zwar jetzt gleich, die Verwaltung der Herrschaft in meines einzigen Sohnes und Erben Hände legen zu dürfen, damit dieser im vollen Eifer und mit der ganzen Kraft der Jugend allen Pflichten solch ausgedehnten Besitzes genügen möge; so zwar, daß er nicht an meiner Statt, nicht wie mein Vertreter und alter ego, sondern wie der wirkliche Gebieter hier verfahre; — wie wenn ich gestorben wäre. Nur die allerhöchste Bestätigung, die Hermann unzweifelhaft selbst überbringt, mangelt noch. Von meiner Seite ist alles vorbereitet, die Uebergabe des Fideikommisses ins Werk zu setzen, und meinen bisherigen Dienern ihren neuen Herrn, meinen Nachfolger vorzuführen. Ich erwarte seine Ankunft von einem Augenblicke zum andern. Ehe die Sonne untergeht, bescheint sie einen Grafen Hermann auf Eichenau — und Graf Ulrich räumt das Schloß, zieht sich auf sein Altentheil zurück, ins Jagdschlößchen, wo es durchaus nicht feucht ist, und wo er sein Leben beschließen will, wie es einem altermüden

Manne zukommt. Denn, merke Dir's, Lobesam, wir sind alt."

Damit erhob er sich mühsam von der Bank, schüttelte einige dürre Blätter von seinem Jagdrocke und ging, — oder schlich vielmehr ins Schloß.

Der Haushofmeister starrte ihm nach: „Also war's kein leeres Gerücht? Unser Regiment ist aus und wir befänden uns denn auf einmal in dem lieben ehrwürdigen Alter? . . . Ei, ei, das ist wunderlich! Aber aufrichtig gestanden, ich finde mich leichter darein, als ich selbst geglaubt hätte? Es ist gar nicht schwierig, bedarf durchaus keiner Anstrengung; man braucht sich eben nur gehen zu lassen und das übrige gibt sich dann von selbst. Warum sollt' ich mich nicht auf diese Bank setzen und mich gerade so strecken und recken, wie mein — alter Graf gethan? Oh, die Sonne thut noch wohl, mag es immer nur eine Oktobersonne sein. Und es hat sein angenehmes, sich's bequem zu machen — ah — wie sich's für einen jungen Mann nicht gepaßt haben würde, wie es jedoch einem Greise, — einem angehenden Greise wohl gestattet ist. Nicht mehr aux petits soins sein zu dürfen vonwegen der Toilette, denn wer sieht darauf im Waldschlößchen? . . Und vielleicht erhalt' ich auch Erlaubniß, meine Haare

im Naturzustande präsentiren zu dürfen? Nicht mehr diese schwarze Perücke zu tragen, was namentlich im heißen Sommer höchst erwünscht wäre? O, wie wohl thut doch das Alter im Sonnenschein, wenn es der Mensch mit Ehren trägt und sich dabei dehnen darf . . . dehnen . ."

Indem er dieß äußerte, stellte er den Versuch an, wie weit ein gräflicher Haushofmeister überhaupt im Stande sei, sich zu verlängern, wenn er alle Vier von sich streckt? und rezitirte dabei das bekannte Bauernsprüchlein, womit Faulenzer sich gleichnißweise entschuldigen, wenn sie die Arme hoch über den Kopf reckend gähnen: ‚Mein Vater hatte einen Ochsen, der hatte Hörner, die waren s o lang!'

Doch weil er sich nicht mit den Hörnern begnügte, sondern auch die längsten Dimensionen der Beine zu erreichen strebte, so geschah es, daß Lotte, das Stubenmädchen, vor den Neckereien ihres Liebhabers auf der Flucht, auf die Terasse rannte, sich dabei nach dem Verfolger umsah, die Anwesenheit des verlängerten Haushofmeisters nicht bemerkte, und über dessen Füße stolpernd, ihm in die Arme fiel, wobei sie ihn fast von der Bank gerissen hätte. Der Jägersmann, dem dieß Schauspiel nicht entging,

faßte in der Thür Posto und observirte, nahe genug, um jede Silbe zu vernehmen.

„Mein Himmel," fragte Lotte, sobald sie sich vom ersten Schreck erholt hatte, „was fehlt Ihnen, Herr Haushofmeister? Sie scheinen ganz schwach? Sind Sie etwa krank?"

„Nicht doch, mein gutes Kind," antwortete Lobesam in eigenthümlich mildem Tone: „ich befinde mich recht wohl. Aber, siehst Du, ich pflege mich. Für alte Leute gibt es nichts behaglicheres denn Ruhe. Man ist nachgerade müde geworden, hat des Tages Last und Hitze getragen, will den Lebensabend still genießen, und überläßt dem jungen Völkchen sich abzujagen, und sein Vergnügen durch allerhand Ungemach zu erringen."

„Hör' ich auch recht," rief Lotte; „Sie gestehen ein, daß Sie alt sind?"

„Ja, Lotte, ich gesteh' es ein: wir haben unsere Sechszig voll."

„Sechszig Jahre?" höhnte sie heuchlerisch; „sechszig Jahre und noch so schöne, dunkle, volle Haare?"—

„Im Vertrauen gesagt: sie gehören nicht mir, obgleich sie ehrlich bezahlt sind. Wer weiß, wo der Schlingel sich herumtreibt, oder wo er begraben liegt, auf dessen Kopfe sie wuchsen! Vielleicht er-

blickst Du mich bald in meinem eigenen Silberhaupte, und dann magst Du mich verehren wie einen Vater."

„Wenn Sie sonst nichts von mir verlangen, — herzlich gerne," sagte sie. Und der Büchsenspanner näherte sich und setzte hinzu: „Das laß' ich mir gefallen, Herr Haushofmeister; so reden Sie klug."

„Walterchen, wo kommst Du her? — Ich glaube, Du hast gehorcht? Nun, mag's doch! Du wirst nichts mehr hören, was Dir Verdruß machen könnte."

„Hat sich die Welt umgedreht?" flüsterte Walter Lotten zu und diese flüsterte zurück: „Ich weiß nicht, woran ich bin." Aber Lobesam fuhr fort: „Wundert Euch nicht, meine Kinder. Die Sachen sind ganz in der Ordnung. Bisher gab ich mir bisweilen den Anschein, als wollt' ich Dir bei ihr ins Gehege gehen — das war nur ein Scherz."

„Dafür hab' ich's immer gehalten," sagte Lotte.

„Ich durchaus nicht," versicherte Walter.

„Ich wollte Euch nur prüfen. Nun ist's genug geprüft. Jetzt will ich Euch protegiren. Wißt Ihr, was das heißt?"

„Das soll soviel heißen," sprach Lotte nach einigem Besinnen, „als: die erste vakante Försterstelle ist für den da. Das wollen Sie beim Grafen durchsetzen, damit wir heiraten können. Nicht wahr, das

soll's heißen? Ja, Sie können's machen; Sie sind der Faktotus im Schlosse; Sie richten's ein beim Herrn!"

„Beim Herrn?" fragte Lobesam gedehnt; „je nun, wir waren nicht ohne allen Einfluß in gerechten und Gnaden-Dingen, das ist bekannt. Haben denselben auch zum Besten mancher guten Leute geltend gemacht. Aber jetzt . . . bei welchem Herrn soll ich es durchsetzen?"

„Nu, bei unserm," riefen die Liebenden; „bei unserm alten Grafen!"

„Richtig; bei unserm alten Grafen; bei meinem alten Herrn! Das ist leicht gesagt. Wie denn aber, wenn Eichenau einen neuen bekäme?"

— „Wie? was? wer?" —

„Wenn es von morgen früh an hieße, statt Ulrich, Hermann Graf Eichengrün auf Eichenau?"

„Das ist unmöglich," schrie Walter, „rein unmöglich. Unser Graf lebt ja noch, ist wohlauf, ich war erst heute mit ihm auf der Bürsch und hab' gesehn, wie er dreimal daneben geschossen hat. Er wird doch nicht bei lebendigem Leibe" —

„Es hat einmal," hub der Haushofmeister an, „einen Kaiser gegeben, der . . . doch davon wißt Ihr nichts. Laßt Euch genügen an meiner Versicherung:

unser Regiment ist aus! Mein Graf und — ich, (hier that er einen schweren Athemzug,) begraben uns, allerdings bei lebendigem Leibe, ins Jagdschlößchen, und hier beginnt ein neues Wesen. Ja, Lotte, im Jagdschlößchen, im Urwalde werd' ich von nun an hausen. Kein hübsches Weiberantlitz mehr sehen, nur die alte Jägerin . . . hu! Möglich, daß man mich eines schönen Morgens an irgendeinem Hirschgeweih baumelnd findet, denn da draußen in der Abgeschiedenheit steh' ich für nichts. Hier auf dem Schlosse wird's desto lustiger und lebendiger zugehen.. Hört Ihr das Posthorn? Er ist's, Euer neuer Herr! Vorwärts, ihm entgegen!"

Während er das sagte, blieb er unbeweglich sitzen. Walter und Lotte eilten natürlich voran, voll von Neugier und Erwartung. Erst nachdem jene fortwaren, gelang es ihm sich emporzurichten und in Gang zu bringen. „Ich habe mich völlig versessen," brummte er; „es steckt mir im Kreuze . . . aber was quäl' ich mich denn? Darf ich mir nicht Zeit nehmen? Wir sind ja alt geworden, und das Alter thut alles bedächtig."

Graf Ulrich Eichengrün hatte sich in den Gesellschaftssaal begeben. Er wollte seinen Sohn dort

empfangen, um sogleich nach dessen Ankunft die beim Kameraldirektor versammelten Wirthschaftsbeamten herbeirufen zu lassen und, was ihm schwer auf der Seele lag, mit einem Schlage abzumachen. Es war, als ob er sich fürchtete, daß ihn die Reue befallen könne, und es drängte ihn mit jugendlicher Hast, sich vor vielen Zeugen zum Greise auszurufen, wie wenn er erst dann sicher sei vor jedem möglichen Versuche eines Rückschrittes. Die Töne des Posthorns hatten ihn wider sein Erwarten stark ergriffen. Er sollte nun Hermann wiedersehn, nach langer Abwesenheit von Eichenau sollte dieser das Schloß der Väter betreten, und dießmal nicht als Sohn des Hauses, nicht als Gast des Vaters, — nein, als Herr! Derselbe Hermann, über dessen dereinstiges Schicksal so angelegentlich mit Tante Barbara berathen; derselbe, dessen sehnsüchtige Neigung fürs Landleben als eine thörichte, unerfüllbare verworfen worden; derselbe, den sich der lebenslustige Vater, trotz aller Liebe für ihn, doch nicht zum Aufpasser und Beobachter heranwachsen lassen wollte; — derselbe soll jetzt als Nachfolger eines verstorbenen älteren Bruders, ja was noch mehr sagen will: als Nachfolger seines an Lebensüberdruß leidenden Vaters hier eintreffen, um Besitz zu nehmen, um

Gebieter zu werden, wo man ihn vor einer kurzen Reihe von Jahren, wie ein auf sich selbst und seine Erwerbsfähigkeit angewiesenes, unbemitteltes Gräflein fortschickte!?

Und wie ist alles so anders geworden seitdem? So ganz anders? Wo ist die geheime, versteckte Zärtlichkeit des Vaters für einen zweiten, vom Geschick zurückgesetzten Sohn geblieben? Wo die rührende Anhänglichkeit der Aebtissin für ihren geliebten, gutmüthigen, unverdorbenen Neffen? Wo bleibt sie selbst, die allverehrte Tante Barbara, an dem Tage, der ‚ihren Hermann' dem höchsten äußerlichen Glanze und Glücke zuführen soll?

Wie ist alles so anders geworden!? Wie hat sich alles verändert! Und vor allem, welche Veränderung ist mit Graf Ulrich geschehen! Genügen wenige Monate, aus einem wohlkonservirten, rüstigen, heitern ‚Manne von Jahren' einen gebückten, dahinschleichenden, niedergeschlagenen Greis zu machen? Und war ihm denn die Leidenschaft für Baronin Stjernholm so tief ins Herz gewachsen, daß ihm die Trennung von ihr so tief zu Herzen geht? Kaum denkbar! Wer von blinder Leidenschaft erfüllt ist, der handelt auch danach, und stürzt sich blindlings in sein Verderben. Der verfährt nicht vorsichtig

und behutsam, wie unser Graf in Stahlbrunn gethan. Nein, nur sein Stolz ist gekränkt, seine Eitelkeit ist beleidiget, seine Zuversicht auf sich selbst ist gebrochen. Er kann nicht vergessen, daß man ihn zurückgesetzt — und wem? Einem Menschen, wie jener Heide! Er grollt nicht allein mit der koketten Frau, die in einer für ihr ganzes Dasein höchstwichtigen Stunde, nicht soviel Selbstbeherrschung besaß, nicht soviel Achtung für ihn, die zudringlichen Galanterieen eines Avanturiers gebührend abzuweisen. Er grollt auch mit sich, mit seiner eigenen Persönlichkeit, auf die er immer große Stücke gehalten, daß sie ihn hier im Stiche gelassen; daß sie nicht durch sich selbst über den Unverschämten gesiegt, der denn doch keinen Vorzug vor ihm hat, — außer höchstens den, daß er den Jahren nach sein Sohn sein könnte. Und dieser Gedanke ist's, der ihn bitter macht, der ihn mit sich selbst entzweit, der ihn so weit bringt, dem Leben entsagen, sich in Einsamkeit begraben zu wollen. Nicht mit der ihm sonst in allen Geschäftsangelegenheiten eigenen besonnenen Klarheit hat er die Vorbereitungen zur Ausführung seines wichtigen Entschlusses getroffen. Mürrisch, verbissen, ohne sich seinen oberen Beamten, (wie sonst stets in wichtigen Fällen) vertraulich mitzutheilen;

ohne genügende Ueberzeugung, ob Hermann würdig, fähig, ja nur geneigt sei, die schwierige Aufgabe mit redlichem, hingebendem Willen zu lösen, war alles überstürzt, in Sturm und Hast betrieben worden. Und stünde eine solche Annahme nicht mit des Grafen edlem Charakter in allzuschroffem Widerspruche, so möchten wir behaupten, es regte sich in ihm ein rachsüchtiger Kitzel, Viele entgelten zu lassen, was er in seinem Innern erduldete. Wenigstens hatte er in sein Tagebuch geschrieben: ‚Man wird mich überall vermissen, und wenn ich fehle, wird sich's ausweisen, daß auch ein alter Mann noch mancherlei gutes zu thun die Kraft besaß.' Er hatte die Welt bestrafen wollen für das Unrecht, was, seiner Meinung nach, eine Einzelne an ihm verübt, und als es nun zur Sache kam, überfiel ihn eine bange Ahnung, als könne er sich selbst am härtesten bestraft haben. Deßhalb durchzitterten ihn die Töne des Posthorns, wie die Stimme einer höheren Macht, die ihm zuriefe: wer bist Du, armer Sterblicher und warum bist Du so kindisch, Dich in ohnmächtigem Trotze auflehnen zu wollen gegen ewige Fügungen? Weißt Du nicht, hochgeborener Graf, daß Du sammt Deinem Range, Deinen Ansprüchen, Deinem Selbstgefühl immer nur ein Wurm warst, gleich allen

übrigen Erdenwürmern? Hast Du vergessen, daß die Welt von jeher ihren Gang ging, daß niemand unentbehrlich ist, und daß auch Dein Rücktritt aus dem Leben keine Stockung verursachen kann. Begraben und vergessen, ist die Losung. Bei Dir wird es heißen: vergessen — und dann erst begraben

Diese Worte legten sich, den Athem raubend, um seine Brust. Er blickte erwartungsvoll nach der Thüre, durch welche sein Nachfolger schreiten sollte, — sie öffnete sich — der Haushofmeister Lobesam meldete, stotternd vor Erstaunen: „Frau Baronin Stjernholm" — und sie stand dem Grafen gegenüber. —

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Hätte sich der alte Graf beim Anblick der Baronin nicht gewissermaßen angenehm überrascht gefühlt, daß, statt dem herbeigerufenen, doch jetzt fast gefürchteten Nachfolger, eine sonst geliebte, wenn auch später gemiedene Schöne vor ihm stand, — wer weiß, wie er die Stjernholm empfangen, und ob er nicht in die ihm zur zweiten Natur gewordenen, herkömmlichen Phrasen der Galanterie und des ei-

chenauer Gastrechts, einige scharfe Akzente von stahlbrunner Lesart gemischt haben würde? Für ihn war die so gänzlich unerwartete Erscheinung eine Art von Galgenfrist, und die erste Bewegung seines Herzens zog ihn der stattlichen Dame entgegen. Ja, es fehlte nicht viel, so hätt' er ihr die Hand geküßt. Zu rechter Zeit stellte sich aber die Erinnerung an seine plötzliche Abreise von Stahlbrunn sammt ihren Ursachen ein und es flog ein düst'rer Schatten über seine Seele in dem Gedanken, daß, die da vor ihm stehe, keine andere sei, als jene, welche die Wendung der Dinge in Eichenau verschuldet, welche ihn alt gemacht! Dieser Schatten warf sich denn auch auf sein Antlitz, aus welchem der freudige Sonnenschein alsbald entwich. Der gute Graf ließ das bewußte, uns aus dem ersten Kapitel schon bekannte Räuspern, das Vorzeichen herannahenden Sturmes, vernehmen, und Lobesam, die Flügel in beiden Händen haltend, stand in offener Thüre mit offenem Munde voll Erwartung da.

Zum Glücke dauerte des Grafen innerer Widerstreit nicht lange. Er fand bald den richtigen Ausweg aus dieser Verwirrung und redete die Baronin ruhig an: „Wenn ich Sie nicht mit so lebhafter Freude empfange, als Sie überall, wo Sie sich

zeigen, zu erregen gewohnt sind, so verdammen Sie weder mich, noch dieß alte, gastliche Haus. Im Begriffe, es für immer zu verlassen, um — Einsiedler zu werden, konnte ich nicht mehr auf einen Besuch gefaßt sein, der unter ganz andern Verhältnissen erbeten und verheißen wurde; den ich, nachdem wir uns ohne Abschied getrennt, nicht mehr erwarten" ... hier hielt er inne; denn Lobesam hatte unterdessen die Thürflügel eingezogen, und Mathilde, die bisher dem Blicke des Sprechenden verdeckt gestanden, ward sichtbar.

Baronin Stjernholm, am besten wissend, daß Graf Eichengrün Vater von einer ihr lebenden Tochter ebensowenig wisse, als Graf Eichengrün Sohn, nahm, diese vorstellend, das Wort: „Mein Kind, meine Mathilde! Sie allein ist Ursache, theurer Freund, daß ich so spät hier eintreffe. Sie befand sich seit Jahren bei meiner Schwägerin. Ich hatte sie lange nicht gesehen, ich sehnte mich nach ihr. Und weil ich mich einwenig fürchtete, daß der aufbrausende Mann, der mich in Stahlbrunn sans adieu verließ, mir — zwar weiß ich nicht weßhalb? — noch zürnen, mich vielleicht gar mit finsterem Gesicht auf seinem Schlosse begrüßen könnte, entschloß ich mich zur weiten Reise nach meines Bruders Landgut, wo

ich mir diese Begleiterin abholte. Möge die Mutter freundliche Aufnahme finden um ihrer Tochter willen; denn Mathilde hat ja gewiß nichts an Ihnen verschuldet. Es zog uns unwiderstehlich hierher, den Flor zu bewundern, den diese Landschaft ihrem Herrn und Meister verdankt; den Schöpfer so vieles Guten, Nützlichen und Schönen in seiner Heimat zu belauschen; den himmlischen Herbst, den Gott uns heuer gönnt, in dieser lieblichen Gegend zu genießen! Hat Schloß Eichenau ein paar kleine Stübchen für ein sanftes, heiteres, anspruchsloses Landmädchen und für eine alternde, dem Geräusch des Lebens entsagende Frau? Oder werden Sie Ihrem Haushofmeister befehlen, uns fortzutreiben?"

Der Graf hatte von der langen Anrede kaum einige Worte gehört. Mit leuchtenden Augen betrachtete er Mathilden und murmelte, versunken in solchen Anblick: „O, Baronin, wahrhaft entzückt . . . durch Ihre Güte, durch Ihr Vertrauen!"

Lobesam, der dieß bemerkte und flüsternd zu sich selbst äußerte: „Schade, daß wir jetzt nicht mehr jung sind!" that seinem Herrn dadurch Unrecht; es war nicht Egoismus, der in diesem Momente bei ihm vorwaltete. Sein erster Gedanke, als er Mathilden sah, richtete sich auf Hermann; und das Entzücken,

womit die anmuthige, in ihrer Art einzige Erscheinung ihn erfüllte, ging zunächst in den Wunsch über: „daß ich dieses einfache, liebliche Wesen Tochter nennen dürfte!“

Mathilde erschien ihm wie ein Engel, den die Vorsehung eigens abgesendet hätte, ihn mit seinen raschen Entschlüssen wieder zu versöhnen, und die schon aufkommende Reue in Befriedigung umzuwandeln. Deßhalb sagte er ohne Bitterkeit, mit aufrichtiger Meinung: „Ich müßte verzweifeln, trotz meiner Freude, läge mir noch die Pflicht ob, den Damen ihren Aufenthalt in Eichenau nur leidlich angenehm zu machen. Was kann der alte Mann Ihnen bieten? Doch mein Sohn muß da sein, bevor die Thurmuhr wieder aushebt. Und diesem werde das Glück, Mathilden hier zu unterhalten, — ja, hier festzuhalten.“

„O,“ rief Mathilde, — die jetzt zum erstenmale von einem Sohne hörte, (ihre Mutter hatte unterweges immer nur von einem alten väterlichen Freunde geredet, den sie besuchen wollten!), „ich bin keine Freundin der jungen Herren, wie sie uns jetzt auf der Reise hierher begegneten. Sie sind mir, aufrichtig zu sprechen, alle zu alt. Ich finde die

Aelteren oft viel jünger; zuvorkommender, artiger nun gewiß."

„Ich will hoffen, Baronesse, daß mein Sohn zu den Ausnahmen gehört!"

Mathilde erröthete; sie fürchtete den Vater verletzt zu haben. Ihre Mutter übernahm ihre Entschuldigung: „Sie ist bei meinem Bruder in ganz ländlichen Umgebungen aufgewachsen und hat von ihm gelernt zu singen, wie ihr der Schnabel wuchs. Das muß sich nun erst fügen und bilden."

Der Graf dagegen bat, sie möge fortfahren, offen und ehrlich zu sagen, was sie denke.

„Ja," erwiederte sie, „das will ich gern thun, wenn Exzellenz mir's gestatten. Was ich unterweges von Ihnen vernahm, was ich, seitdem wir durch die Grafschaft fahren, sah und sehe, erfüllt mich, die aufmerksame, gelehrige Nichte eines in der Landwirthschaft lebenden Oheims, mit Begeisterung. Meine gute Mutter versteht nicht viel davon, will nichts davon verstehen. Ich dagegen bin mit Leib und Seele dabei; habe mich förmlich danach gesehnt, einen berühmten Landwirth im Großen walten zu sehen; habe mich danach gesehnt, Ihnen, Herr Graf, meine Ehrfurcht bezeigen zu dürfen — und ich freute mich

darauf, aus Ihrem Munde ein gütiges ‚Willkommen!‛ zu vernehmen.“

„Willkommen!“ rief der Graf; „ja, mein Kind, herzlich willkommen heiß' ich Sie, — wenn auch nicht mehr bei mir, doch bei meinem Sohne!“

„Weißt Du, Tildchen,“ unterbrach ihn die Baronin, „daß Du bei Schmalkows recht verbauert bist? So redet man eben nicht, wie Du jetzt geredet; man sagt auch nicht alles, was man denkt.“

„Ihre Mama hat Recht,“ setzte der Graf hinzu. „Man sagt nicht alles, was man denkt, wenigstens nicht einem jeden, und nicht auf den ersten Anlauf. Bei mir hat's keine Gefahr. Ich weiß zu schätzen, wenn man mir sagt, was man denkt; höher, als wenn man sagt, was man nicht fühlt. Ich hoffe, Sie werden fortfahren, mir Ihre Gedanken aufrichtig mitzutheilen, und auch Ihre Gefühle werden Sie dem alten Freunde, wenn er erst Ihr Vertrauter ward, nicht vorenthalten?“

„Halt,“ sagte die Stjernholm, „da muß ich deprezìren. Gegen den Austausch der Gedanken hab' ich nichts einzuwenden; dadurch kann ein junges Mädchen bei einem so geistreichen Manne nur gewinnen. Was jedoch die Gefühle betrifft, da

mach' ich mein mütterliches An- und Vorrecht geltend."

Mathilde küßte ihr die Hand, und mit einem Ausdruck von Schelmerei, der ihrem sonstigen Wesen kaum ähnlich sah, fragte sie: „Lassen sich denn Gedanken und Gefühle immer so scharf von einander absondern?"

Der Graf und die Baronin wollten, beide zugleich, etwas erwiedern, da ertönte abermals der Klang eines Posthorns im Hofraume, und Lobesam, der sich mittlerweile zurückgezogen, steckte den Kopf durch die Thüre: „Exzellenz, dießmal ist es wirklich Graf Hermann!"

Der Graf befahl ihm: „Alle sollen sich bereit halten!" worauf jener sogleich verschwand.

„Da haben wir," sagte er dann, zu den Damen gewendet, „die lieblich-phantastische Idee des österreichischen Volksdichters, der in all seiner wiener Spezialität gleichwohl auch der Liebling von ganz Norddeutschland geworden ist; da haben wir Raimund's ‚Bauer als Millionär.' Die Jugend erschien noch einmal in Mathildens Person, mir Lebewohl zu singen und — mein hohes Alter hält seinen Einzug."

„Sie zieren sich mit Ihrem Alter, Graf," meinte

die Baronin. Und Mathilde lächelte ihn an: „Doch ist Ihr Herz so jung!"

„Haben Sie das etwa auch auf dem Wege durch unsere Dörfer gehört?"

„O nein; das hat mir mein eigenes Herz beim ersten Anblick verkündet!"

„Gutes Kind," sprach er wehmüthig, „wer fragt in unseren Tagen nach Herzen?"

Und sie antwortete lebhaft: „Ich, zum Beispiel, Graf Eichengrün!"

So hatte die Stjernholm ihre Tochter nicht gekannt, von dieser warmen, entschiedenen Zutraulichkeit hatte sie nichts in ihr geahnet. Worin lag denn die Anziehungskraft, die der alte Herr sichtbar auf das junge Mädchen übte? Wie fanden sich diese ganz gesonderten Elemente so rasch zusammen? Welch ein geheimes Walten verband zwei fremde Naturen in den ersten Augenblicken ihres Zusammentreffens?

Eine Dame, die von jeher über Neigungen und Abneigungen, über Sympathieen und Antipathieen nachgesonnen und gegrübelt, die aus ihrem an Erfahrungen widersprechendster Gattung reichen Leben ein psychologisches Studium gemacht, mußte hier, wo ein höchst überraschendes Verhältniß vielleicht

schon zu keimen begann, allerdings stutzig werden; umsomehr, weil sie eine ganz andere Saat auszustreuen nach Eichenau gekommen war. Doch ein prüfender Blick auf ihres ehemaligen Freiers Verhalten überzeugte sie, daß nur von väterlicher und kindlicher Herzlichkeit die Rede sei, und die schlaue Baronin meinte: „Besser könnte Mathilde meinen Plänen nicht dienen, wenn ich sie künstlich abgerichtet hätte; auf diese Weise gewinnt sie ihn, trotz seines Mißtrauens gegen mich; und haben wir ihn, so haben wir den Sohn.“ —

Da riß der Haushofmeister abermals die Thürflügel auf und Hermann lag in den Armen seines Vaters. Das heißt: er ließ sich von diesem umarmen, ans Herz drücken, küssen, ohne seinerseits lebhaft zu erwiedern, was ein heftig erregtes Alter mit feuriger Empfindung seiner kalten Jugend entgegentrug.

Baronin Stjernholm betrachtete diesen seltsamen Auftritt mit gespannter Aufmerksamkeit. Deßhalb entging ihr, was unterdessen mit Mathilden geschah. Diese, bleich wie der Tod, fuhr mit der Hand nach dem Herzen, — schwankte, — ja, wäre umgesunken, hätte sie nicht, zur Seite stehend, Gelegenheit gefunden sich an eine massive steinerne Säule zu

lehnen, welche die Marmorbüste des ‚Alten Fritz‘ trug. — „Heiliger Gott, das ist Er!“ lispelte sie; ein Schauder ging durch ihre Glieder, die Zähne schlugen wie im Frost aneinander, dann raffte sie sich auf, die Röthe kehrte in ihre Wangen zurück, und bevor jemand an ihre Gegenwart dachte, gewann sie ihre Fassung wieder.

„Hermann,“ fragte Graf Ulrich, nachdem er sich vom Sohne losgemacht, „hab' ich Dich den Damen vorzustellen, oder?“ . . . .

„Wir kennen uns,“ sprach die Baronin.

Hermann harrte ein Weilchen, ob vielleicht doch sein Vater ihm die künftige Stiefmutter präsentiren werde? Ein Argwohn, der durch alles vorhergegangene und durch die jetzige Anwesenheit der Dame nicht grundlos schien.

Erst als nichts erfolgte und auch kein pantomimisches Zeichen auf etwas dem ähnliches hindeutete, sagte er, fast höhnisch: „Baronin Sjernholm, ich küsse den Saum Ihres Gewandes.“

Diese, ohne im geringsten zu zögern, erwiederte nur: „Und ich stelle Sie meiner Tochter Mathilde vor.“

Der junge Herr würdigte Mathilden keiner besonderen Aufmerksamkeit. Er sah sie an wie ein

Zerstreuter, der einem Bekannten aus längstvergangener Zeit zu begegnen glaubt, es aber nicht der Mühe werth findet, nachzusinnen. Sogleich wieder zur Mutter gewendet, flüsterte er dieser ins Ohr: „Pflegetochter?"

Wir hören nicht, was sie ihm ernsthaft entgegnet, denn Graf Ulrich erhebt die Stimme: „Du kommst spät, lieber Hermann; zu spät für meine Ungeduld. Du bist langsam gefahren."

„Die Postillione waren anderer Meinung. Ich hatte sogar Kurierpferde auf der letzten Strecke. Von Neapel nach Petersburg entsendet, fand ich dort schon allerhöchsten Befehl, augenblicklich umzukehren; kaum, daß mir Zeit blieb, Kleider zu wechseln. Ihre letzte Zuschrift, mein Vater, erhielt ich erst zu Hause aus den Händen meines Ministers und zugleich die Weisung, daß Seine Majestät mich in besonderer Audienz empfangen wolle. Dieß eigenhändige Schreiben gab mir unser Herr für Sie."

Graf Ulrich ertheilt dem Haushofmeister einen Wink. Lobesam gibt diesen Wink weiter, in das Vorzimmer hinaus, und man vernimmt alsobald ein Scharren, Murmeln, sich bewegen, wodurch die Annäherung einer dicht zusammengedrängten Menschenmasse verkündiget wird.

Die Damen wollen sich entfernen. Graf Eichengrün Vater ladet sie zu bleiben ein und geleitet sie an einen Divan, wo beide Platz nehmen.

Nun zeigte sich der Kameraldirektor mit seinen Räthen; ein buntes Gewühl von Kanzlei-, Wirthschafts-, Forstbeamten folgte ihnen, voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Sie erwarteten eine feierliche Anrede vonseiten ihres Gebieters. Doch dieser, — unzweifelhaft durch Mathildens Lieblichkeit und holdes Wesen, — von der düstern Stimmung der letzten Tage völlig geheilt und mit jenem Glanze sanfter Heiterkeit bekleidet, der sich am besten einem klaren Sonnenuntergange vergleichen läßt, öffnete nur das Siegel des Schreibens, welches sein Sohn ihm überbracht, und las mit fester Stimme:

„Mein lieber Graf Eichengrün! Wer dem Vaterlande so treu gedient wie Sie; unermüdlich in seinem Wirkungskreise des Guten so viel gethan, hat gerechten Anspruch auf Ruhe für das Alter. Ich willige gern in die Uebertragung Ihres Fideikommisses an Ihren einzigen Sohn, ertheile demselben die durch Sie erbetene Entlassung aus dem Staatsdienste mit dem Titel Geheimer Legationsrath, bestätige ihn als Majoratsherrn auf und zu Eichenau, und habe dem Ministerium Meines

Hauses sämmtliche auf diesen Akt Bezug habende Vollziehungen überwiesen. Ihnen, Graf Ulrich, wünsche ich ein beglücktes, heiteres Alter; Ihrem Sohne jedoch, daß er Ihr würdiger Nachfolger werde. Und somit bitte ich Gott, daß er Sie in seine heilige Obhut nehme, und verharre Ihr wohlgeneigter‘ . . . .

Jetzt faltete er das Schreiben wieder zusammen und kehrte sich den ihn im Halbkreise umstehenden Beamten zu: „Es ist geschehen. Graf Ulrich tritt zurück und der regierende Graf zu Eichenau heißt von heute an Hermann. Ich empfehle ihn der Treue und Anhänglichkeit meiner treuen Diener; und sie alle empfehle ich ihm, seiner Fürsorge, seinem Wohlwollen, seiner Gerechtigkeit! Ich wünsche und hoffe, daß ich niemals Ursache finden möge, zu bereuen, was ich gethan. Ich wünsche folglich auch, und muß wünschen, daß kein Mensch auf der ganzen Herrschaft mich vermissen möge. Aber, daß ihr mich nicht vergeßt, das erbitte ich mir. Denkt bisweilen an euren alten Herrn, auch wenn er nicht mehr in diesen Räumen hauset. Und wer mich in meinem Jagdschlößchen besuchen kommt, soll mir willkommen sein.“

Der Kameraldirektor wartete erst ab, ob Seiner Exzellenz Nachfolger dieser kurzen Abschiedsrede

eine freundliche Antrittsrede anreihen werde? Nachdem aber Graf Hermann sich nur stumm gegen seinen Vater und dann ebenso stumm gegen die Beamtenschaft verneigt hatte, ohne den Mund zu öffnen, nahm der Direktor das Wort. Doch er behielt es nicht lange, denn schon mitten im ersten Satze übermannte ihn die Rührung, Thränen erstickten seine Stimme, und ehe er weiter sprechen konnte, schluchzte die ganze Versammlung; der alte Graf am lautesten.

Graf Hermann war der Einzige, der ungerührt blieb; was der Baronin nicht entging, und was Mathilden veranlaßte auszurufen: „O Du armes Eichenau!“ Ein Ausruf, den zum Glücke niemand hörte, oder beachtete.

Bald nachher entließ der neue Herr das Beamtenpersonale mit der Versicherung, daß er für jetzt nichts besseres zu thun wisse, als nichts zu verändern in allem, was sein Vater eingerichtet. Diese Versicherung lautete wohl ganz tröstlich; dennoch entfernten sie sich gar niedergeschlagen, und die Aelteren unter ihnen konnten sich nicht zugute geben, daß dieser kalte, theilnahmlose, schöne Herr ihr ehemaliger Hermann, der Liebling von Eichenau sein sollte?

Graf Ulrich erbat sich nun von den Damen die Erlaubniß, ihnen den neuen Hausherrn auf einige

Stunden zu entführen, da er ihm vor allen Dingen wichtige Papiere zu übergeben und mancherlei unaufschiebbares mitzutheilen habe. Als Hermann dabei heftig gähnte, sagte ihm die Baronin: „Der Geheime Legationsrath scheint die Parketts seiner diplomatischen Säle leidenschaftlich gern mit dem Boden heimischer Fluren zu vertauschen?“ Worauf er, abermals gähnend, antwortete: „Der Geheime Legationsrath ist vollkommen indifferent darin, Baronin. Langweilen kann man sich überall — und weiter bring' ich's nirgend. Ich habe keinen andern Willen, als den meines Vaters, vorzüglich wenn er von jenem unseres Herrschers sanktionirt ward.“

Graf Ulrich that sich Gewalt an. „Ueber Langeweile,“ sprach er, „sollst Du nicht zu klagen haben, dafür ist gesorgt. Du mußt thätig sein, von Früh bis in die Nacht.“

Hier trat der Haushofmeister hinzu, Seiner Exzellenz eine Frage vorzulegen. Dieser wies ihn an den ‚jetzigen Gebieter‘ und Lobesam erkundigte sich nun bei Graf Hermann, welche Gemächer der Frau Baronin anzuweisen sein dürften.

„Mir sehr gleichgiltig,“ gähnte ihm der Diplomat — (er mochte wohl von raschem Reisen sehr matt sein!) — entgegen; „welche Sie wollen!“

Das ‚Sie' gab dem armen Lobesam einen Stich ins Herz. Er wollte seinen Ohren nicht trauen, und um sich Gewißheit zu verschaffen, ob Graf Hermann ihn wirklich ‚Sie' genannt haben könne, heuchelte er ein grammatikalisches Mißverständniß und äußerte: „sie, die Damen, kennten ja nicht die Lokalitäten des Schlosses."

„Ich meine Sie, Haushofmeister, sollen darüber bestimmen; Ihnen sind die passendsten Zimmer hoffentlich bekannt?"

Nun gab es keinen Zweifel mehr. Diese in herber Strenge zwiefach wiederholte Anrede ließ sich nicht als etwas zufälliges deuten. Der neue Majoratsherr wollte mit den Erinnerungen der Kindheit entschieden brechen. Lobesam trat zurück bis an die Thüre und brummte leise: „Hinaus ins Jagdschlößchen, je eher desto lieber, mit meinem alten Herrn!"

Die beiden Grafen entfernten sich einstweilen mit nochmaliger zweistimmiger Bitte um Nachsicht, und der Haushofmeister lud ehrerbietig die Baronin ein, sich von ihm nach ihrer Wohnung leiten zu lassen; ehrerbietig — aber grollend. Denn zu dem Grolle, den er gerechterweise wider die Stjernholm von Stahlbrunn her hegen zu dürfen glaubte, ge-

fellte sich der Gram über die hiesigen Ereignisse, und er war gelaunt, die ungebetenen Gäste büßen zu lassen; ihnen die unfreundlichsten, traurigsten Stuben im Winkel eines Hofes anzuweisen. Glücklicherweise ging — oder schwebte vielmehr Mathilde im Korridor vor ihm her, und das brachte ihn auf andere Gedanken. Er vergaß, daß sein Graf (folglich auch er) plötzlich alt geworden; er enthusiasmirte sich jugendlich für die reizende Jugend, und noch auf halbem Wege kam er zu dem Ausspruche: „was kann sie für ihre Mutter?“ Er bog ein, machte eine Schwenkung und führte sie nach dem Apartement, welches die anmuthigste Lage und Aussicht mit der bequemsten Einrichtung verband. Dort angelangt weidete er sich erst an seines Schützlings freudiger Ueberraschung; an dem „O wie schön!“ womit Mathilde sich dem Fenster näherte, — dann sagte er zur Baronin, er wolle sogleich Befehl geben, daß die Hausknechte ihrem Kammermädchen behilflich wären beim Abpacken; wolle auch selbst auf Putzkistchen, Kartons und Haubenschachteln achten; Dinge, mit denen er vertraut sei; „denn,“ seufzte er, „wir waren auch einmal jung.“

„Ich habe leider keine Kammerjungfer bei mir,“ erwiederte die Baronin; und setzte, nachdem sie sich

überzeugt hatte, daß ihre Tochter mit der Aussicht am Fenster zu beschäftiget sei, um die Lüge zu kontrolliren, noch vornehm hinzu; „die meinige hat mich malitiöserweise abandonnirt; die Person behauptete, sie könne Dorfluft nicht vertragen.“

„Die Gans!“ rief Lobesam — bat jedoch sogleich für seine Kühnheit um Verzeihung. Schon steckte Lotte ihr pfiffiges Gesichtchen durch die Thürspalte herein: „Vielleicht darf ich meine Dienste anbieten? Ich bin eine geborene Dorfgans und vertrage die Dorflüfte sehr gut.“

„Wenigstens bekommen sie Dir wohl,“ lächelte die Baronin; „Du blühst wie eine ro . . .“

„Rose,“ seufzte Lobesam.

„. . . rothe Rübe,“ fuhr die Baronin fort.

„Gar zu gnädig, Frau Baronin. Ich bin zwar noch sehr ungeschickt und ohne Uebung beim Ankleiden. Will mir aber alle Mühe geben.“

Die Baronin tröstete sie, daß der gute Wille die Hauptsache sei, und Lobesam versicherte: „den hat sie, das muß man ihr nachrühmen unserer Lotte.“

Letztere war denn auch, dieses guten Willens voll, zu Mathilden ans Fenster getreten, ihre Dienste anzubieten und hatte die Sinnende aus träumerischer Beschauung aufgeschreckt. Der stillentsagenden,

friedlichen Bewohnerin von Mühlhaus wurde plötzlich, als erwache sie jetzt erst zu vollkommenem Bewußtsein, im gräflichen Schlosse Eichenau Angst und bange. „Führe mich ins Freie, an die frische Luft," rief sie Lotten zu, „hier muß ich ersticken" — und Lotte, fürs Leben gern gehorsam, sprang fröhlich voran, ihr den Weg auf die Terasse zu weisen.

Der Haushofmeister hätte jetzt schicklicherweise, nach abermaliger Frage, was die Baronin etwa befehle, sie allein lassen sollen; auch war er in zu guter Schule aufgewachsen, um darüber in Zweifel zu sein? Gleichwohl blieb er, denn er merkte der Dame ab, daß sie mit ihm zu reden wünsche, und dieses Wünschen entsprach dem seinigen. Doch der Flucht aus Stahlbrunn und ihrer unermeßlichen Folgen eingedenk, ließ er es an sich kommen. Die Baronin ihrerseits besann sich auch ein ganzes Weilchen auf einen passenden, unverdächtigen Eingang. Endlich hub sie an: „Dieser Auszug ins Jagdschlößchen scheint den Haushofmeister nicht anzulächeln? Wo liegt es denn? wo steckt es denn?"

Mit dieser Frage hatte sie seine schwächste Seite getroffen: „O gnädige Baronin; wo steckt es? Wo Jagd- und Waldschlößchen denn für gewöhnlich stekken; d'rin, weit d'rin, wo die Welt mit Brettern,

wenn auch noch nicht geschnittenen, doch als Bäume vorhandenen, gleichsamlich verrammt, verwachsen, zu Ende, kurz vernagelt ist; wo die Füchse sich gute Nacht sagen und der Schuhu guten Morgen wünscht. In Lesebüchern und Romanen betitelt sich dergleichen wildromantisch. Mein Exzellenzherr hat sich das Ding da draußen aufgebaut, — ich nahm's für eine Spielerei, — wenn mir Einer vorhergesagt hätte! ... Frau Baronin dürften eben auch nicht sehr entzückt davon sein."

„Trauen Sie mir keinen Sinn für Naturschönheiten zu, Haushofmeister?"

„Bitte unterthänig, sehr viel. Es kommt nur darauf an, von welcher Art die Naturen sind, und die Schönheiten. Doch hätten Euer Gnaden gewußt, was Euer Gnaden vor einer halben Stunde hier erfuhren, — vielleicht würden Euer Gnaden den so lange verschobenen Besuch in Eichenau gänzlich aufgegeben haben?"

„Was er dabei für ein schlaues Gesicht macht! Dennoch betrügen Sie sich, schätzbarste rechte Hand Ihres Grafen. Gerade weil ich es wußte, hab' ich mich der schon vergessenen Einladung erinnert und bin gekommen."

„Das wäre stark!"

„Was? daß ich kam? Eine Witwe zu einem Witwer? Eine Mutter zu einem Vater? Da ist nichts anstößiges bei!“

„Gewiß nicht! Jetzt, wo wir alt sind, offiziell alt, schon gar nicht. — Nein, daß Frau Baronin gewußt haben sollten, was niemand gewußt zu haben scheint, als unser Graf und das hohe Ministerium?“

„Genug, ich wußt' es. Und weil ich es wußte, brachte ich meine Tochter mit.“

„Nun bin ich total aus dem Zusammenhange.“

„Sie können sich von den stahlbrunner Reminiszenzen immer noch nicht losmachen. Geben Sie das auf, Bester. Diese sind längst veraltet!“

„Wie wir, nicht wahr?“

„Treffend; wie Ihr! und mit Euch! — Nun denn, ich wußte, daß des Grafen wunderliches Gesuch gewährt, daß die Ausführung des seltsamen Planes vor der Thüre sei. Und ich kam, dem neuen Majoratsherrn eine junge schöne Gemalin anzubieten. — Ha, starren Sie mich doch an, als hielten Sie mich für eine alberne Schwätzerin, die ausplaudert, was heimlich betrieben werden sollte? Mit nichten. Ich halte Sie für einen einsichtsvollen Diener — und für einen einflußreichen, auch jetzt noch. Ich rufe Sie mir zum Bundesgenossen auf.

Vielleicht hätt' ich dieß schon in Stahlbrunn thun müssen? Manches stünde anders. Doch es ist auch so gut, wie es sich jetzt drehte: ich kann mein Ziel erreichen, ohne mit meiner Person zu bezahlen. Helfen Sie mir. Es ist ein edles Ziel. Und könnten Sie in meinem Herzen lesen, könnten Sie wissen... passons la dessus! — Daß Sie nicht zu bestechen sind, davon bin ich überzeugt. Ein Diener Ihres Schlages aus der guten alten Zeit steht über niedrigen Eigennutz erhaben."

„Frau Baronin machen mich stolz und glücklich!"

„Ehre und Heil des Geschlechtes, dem er dient, gehen ihm über alles!"

„Weiß Gott, über alles!"

„Wie gefällt Ihnen denn meine Tochter?"

„Fragen Euer Gnaden nur meinen Grafen, und wenn sein Mund Ihnen wiederholt, was ich in seinen Augen gelesen, als er sie anblickte, so ist alles gesagt: hinreißend! bezaubernd durch Sanftmuth, Huld, Natürlichkeit, Grazie . . . o die junge Dame ist entzückend. Nur, — Vertrauen gegen Vertrauen! — Graf Hermann decouragirt meine Hoffnungen. Ich weiß nicht, dieser junge Seigneur . . . da sitzt kein rechtes Leben in dieser Jugend, keine Freudigkeit, kein Wohlwollen . . . ach, wenn Sie ihn gekannt

hätten, wie er noch unser Hermann war; wenn Sie ihn gekannt hätten, gnädige Frau, in seiner Knabenzeit . . ."

Die Baronin beherrschte sich. Sie zeigte nichts von den heftigen Gefühlen, die in ihr wogten. Sie behielt ihre ruhige Zuversicht: „Das ist die Krankheit unserer Zeit, Haushofmeister. Doch sie ist heilbar. Meine Tochter wird ihn verjüngen."

„Wenn es Mittel für die Verjüngung gibt, so liegen sie gewiß in den Händen der Baronesse; daran zweifle ich nicht. Doch diese müßte auch geneigt sein, die Heilung zu übernehmen! Interessirt sie sich für den Herrn Geheimen? Hat sie den Willen..."

„Ich bitte Sie, Haushofmeister; hat das überhaupt Willen? Auf dem Lande bei schlichten Leuten emporgewachsen, ohne Bekanntschaften, ohne Vergnügungen höheren Styles, ohne Eitelkeit, ohne Ansprüche? Das thut, was die Mutter für gut erkennt; gehorcht in frommer Hingebung, glücklich, indem es Andere beglückt. Mathilde ist ein Engel, herabgesendet zu versöhnen, auszugleichen . . . Die Leute bringen unser Gepäck. Wir sind einig? Auf Sie darf ich rechnen?"

„Bei allem, was zum Besten dieses hohen Hauses gereicht, in Leben und Tod, gnädige Baronin!"

Er ließ nun Koffers, Sachen und Zubehör in Reih' und Glied aufstellen, dann empfahl er sich zu Gnaden und legte scheidend, indem er sich verbeugte, die Hand auf die Brust, zur Bekräftigung seiner Zuverlässigkeit.

Die Baronin blieb allein. „Es geht alles vortrefflich," rief sie aus und hob die Augen dankbar zum Himmel auf, der blau und herbstlich-rein sich über Eichenau's weite Fluren spannte. „Der verstorbene Graf Theodor und sein Mentor, (denen Gott gnädig sein wolle, wie uns allen!) sind im Irrthum gewesen, als sie Hermann damals mit einer Pensionärin der Prudent neckten; oder ich vielmehr war im Irrthum, da ich — halb eifersüchtig, halb mütterlich besorgt, — Mathilden vor ihm flüchten zu müssen wähnte. Er kennt sie nicht; er hat sie nie gesehen, wenigstens nie bemerkt; so wenig als sie ihn. Hier droht keine Vergangenheit durch kindische Erinnerungen, thörichten Groll, sentimentale Empfindlichkeit, was sonst dahin gehört, die Gegenwart zu verwirren. Er bringt keine vorgefaßten Meinungen gegen sie, sie bringt keine mädchenhaften Liebeleien aus Mühlhaus mit. Wir haben freies Feld — und das übrige mag die Zeit thun! Doch nein, alles nicht; man darf auch nicht zu viel von ihr verlangen;

ein Bißchen nachhelfen sollen wir auch. Wie die Baronin das sagte, schwebte ein Lächeln um die Lippen, die eine Minute zuvor den Zug einer frommen Rührung dargethan, und weltliche Gedanken sprüheten Funken gleich aus ihren, auf das Gepäck gerichteten Augen. Sie näherte sich dem großen Kleiderkoffer und entdeckte Mathildens Portefeuille zwischen Schachteln geklemmt. Wohl wissend, daß dieses alte Ledertäschchen, ein Geschenk aus der Schulzeit, dem Mädchen ans Herz gewachsen sei, daß darin kleine Exzerpte und Skripturen (vielleicht gar etliche Briefe des verstorbenen Vaters, hinter dem Rücken der Mutter empfangen?) aufbewahrt wurden, griff sie hastig danach, weil es ausnahmsweise unverschlossen war. Wahrscheinlich nur infolge der Eile, womit sie die Residenz verlassen, nachdem die nöthigsten Einkäufe für moderne Toiletten geschehen. Mathilde trug ja den Schlüssel auf der Brust, wie wenn es sich um die kostbarsten Papiere handelte. Die Stjernholm konnte dem Antriebe nicht widerstehen, solche unverhoffte Gelegenheit zu benützen und ihre Neugier auf Kosten des Zartgefühls zu befriedigen. Sie griff auf gutes Glück in eines der inneren Fächer, zog eine Hand voll Blätter hervor, las — oder überflog vielmehr — einige davon, that einen lauten Ausruf des Erstau-

nens, der Befremdung, des Unwillens: „Eine glühende Leidenschaft? Das Mädchen liebt; liebt auf Tod und Leben! Hier steht's von ihrer eigenen Handschrift. An wen? Wem gilt das? Ha, welch unerwartete Wendung!! Alle meine Pläne sind zu nichte!“ und so sprach sie weiter, wollte auch weiter lesen, — da vernahm sie Lottens Stimme, die auf dem Korridor laut mit Mathilden schwatzte. Von Beschämung über ihr unwürdiges Spioniren ergriffen, schob sie die Papiere rasch wieder ins Portefeuille und legte dieß, offen wie es war, oben auf, damit der Eintretenden es auffallen möge. Dieß geschah denn auch. Mathilde beeilte sich, von ihrem Schlüssel Gebrauch zu machen, ohne Ahnung, daß ihrer Mutter Hand das Archiv einer stillen, hoffnunglosen Liebesgeschichte durchwühlt habe, — dann erst unterwarf sie sich geduldig den Prozeduren, welche Lotte unter Leitung der Baronin an ihr vornehmen mußte, zur ‚Unterstützung der Natur durch Kunst.‘

Mutter und Tochter schienen traurig. Beide waren es, aus freilich sehr verschiedenem, und dennoch aus einem und demselben Grunde.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die ersten Tage nach ihrer Ankunft in Eichenau brachten die fremden Damen ebensowohl, als der ehemalige Majoratsherr in unheimlicher Spannung zu; und Graf Hermann that nichts, die Mißstimmung zu lösen. Im Gegentheile gab dieser deutlich kund, wie ungern er gekommen, mit welchem Widerwillen er in die ihm aufgedrungene Würde eingegangen sei, die ihn nicht allein seinem bisherigen Lebenselemente entzog, sondern ihm sogar ein anderes, völlig fremdgewordenes anwies. Der alte Graf ließ sich dadurch verleiten, den so fest beschlossenen Rückzug in seine Waldklausur fürs erste noch aufzuschieben. Er wollte vorher noch das Mögliche versuchen, seines Sohnes einstige Lust am Landleben aufzuwecken; die Uebereilung, die er nun einmal begangen, einigermaßen gutzumachen und ihre traurigen Folgen wenigstens zu mildern. Das Wohlgefallen, welches er an Mathilden fand, und welches in der Vorliebe dieses lieblichen Mädchens für ländliches Wesen und Treiben nur reichere Nahrung erhielt, leitete ihn auf den Gedanken, sie zu seiner Bundesgenossin zu machen und durch sie auf Hermann zu wirken. Daß die Baronin nicht wie aus

den Wolken auf eichenauer Territorium gefallen war, um anzuknüpfen, was ihre Koketterie unter Beistand des Grafen Heide in Stahlbrunn zerrissen, darüber waltete kein Zweifel ob. Und wenn sie nun weder ihretwegen noch seinetwegen kam, weßhalb überhaupt konnte sie sonst kommen, als um des neuen Majoratsherrn willen? Und weßhalb brachte sie eine Tochter mit, über deren Dasein so lange ein Geheimniß geschwebt? Zuverlässig trafen ihre Absichten mit denen ihres zurückgetretenen Freiers zusammen! Was die Eltern nicht erreicht hatten, blieb jetzt den Kindern überlassen. Hermann und Mathilde mußten ein Paar, Mathilde mußte die Vermittlerin zwischen dem Diplomaten und seiner neuen Stellung werden!

Insoweit hatte Graf Ulrich die Stjernholm richtig errathen. Aber welch ein unvorgesehenes Hinderniß sich ihren Plänen entgegengestellt, wie gewaltig die Entdeckung von Mathildens heimlicher Leidenschaft sie erschreckt und entmuthiget habe, davon war ihm nichts bekannt. Und weil sie sich wohl hütete, davon auch nur das Geringste merken zu lassen, wurde er an seinen Kombinationen irre.

Daraus entstand natürlich eine von beiden Seiten fühlbare, peinliche Verlegenheit.

Noch peinlicher wurde diese zwischen Mutter

und Tochter. Der bisher bei aller kindlichen Ehrerbietung und Nachgiebigkeit festgehaltenen, selbstständigen Würde der Jungfrau hatte sich jetzt eine uns leichterklärliche, der Baronin allerdings unbegreifliche stolze Zurückhaltung beigesellt, die jedes Bestreben annähernder Vertraulichkeit unmöglich machte. Gegen den jüngeren Grafen blieb Mathilde kalt, scheinbar gleichgiltig; gegen ihre Mutter verschlossen. Nur mit Grafen Ulrich wechselte sie herzliche Worte und ging unbefangen auf seine Gespräche ein. Wenn Hermann sie anredete, was er bei strenger Beobachtung geselliger Formen nicht verabsäumte, waren ihre Erwiederungen kurz und schneidend. Daß er sie nicht erkannte, scheint nur befremdend, ist es aber keinesweges. Aus dem schönen Kinde war eine stattliche Jungfrau geworden; nur die reine, sanfte Stimme war unverändert geblieben, aber diese hatte er ja nie vernommen, d i e s e hatte nie zu seinem Herzen geredet. Bekannt kam ihm die „Tochter der Baronin,' (der einzigen Frau, für welche er ein mehr als oberflächliches Interesse empfunden) allerdings vor; doch gerade w e i l es die Tochter dieser Frau war, brachte er jene dunklen, bei ihrem Anblick in ihm aufdämmernden Träume mit dem ersten Rosentraum seiner Jugend in gar keine Verbin-

dung. Er sann wohl, und sann: „Wo hab' ich sie schon gesehen?" . . . auf das Richtige kam er nicht, obschon es so nahe lag; obschon ihn der Name Mathilde darauf hätte leiten sollen und können. Ach, der Name war ja auch schon vergessen, verlorengegangen aus seiner Seele, wie die Erinnerung an seine Kindheit, an seine erste Jünglingszeit, an seine jugendlichen Wünsche. Wußte er denn noch, wollte er denn noch wissen, daß der Inbegriff seiner Sehnsucht damals gewesen war, der ‚Jungfrau im grünen' nur eine Silbe zuflüstern, eine Silbe der Erwiederung von ihr vernehmen zu dürfen? Wollte er denn noch wissen, daß er sich damals glücklich geschätzt haben würde, in ganz untergeordneter Stellung neben Vater und Bruder nur die Felder und Wälder zu durchwandeln, die ihm jetzt sehr gleichgiltig schienen, wo er sie sein Eigenthum nannte? — Weder Eines noch das Andere! Graf Hermann hegte vielmehr in Beziehung auf das Majorat Absichten . . . . von denen wir später noch Gelegenheit finden werden, umständlich zu reden. Die Vergangenheit war todt für ihn; nicht nur seine eigene, auch die seines Hauses, seines Geschlechtes. Er empfand nicht einmal mehr den Ahnenstolz, der etwas höchst albernes und verächtliches, der aber auch,

unter gewissen Umständen und bei edlen Naturen, etwas großartiges, erhebendes, herrliches haben kann. Die Zeit, der sogenannte Zeitgeist, hatte sich seiner bemächtiget, hatte seinen faulen unthätigen Egoismus so weit erniedriget, daß er anfing die mit allerlei Unbequemlichkeiten für ihn verbundene Aristokratie der Geburt gegen jene des baren Geldes zurückzusetzen. Als er zuerst sich erlaubte, dergleichen ketzerische Ansichten bei Tafel lautwerden zu lassen, — und er that dieß vermuthlich, um seinen Vater auf schlimmere Dinge vorzubereiten, — wollte Graf Ulrich seinen Ohren nicht trauen, die Baronin wurde verlegen, Mathilde erblich vor innerem Zorn und vor Scham, und sogar die Dienerschaft gab Zeichen von Befremdung. Lobesam entfernte sich unter irgendeinem Vorwande, in der Küche nachzusehen.

Der neue Majoratsherr wendete seine ganz geläufige Beredsamkeit an, die Welt der Finanzen, der praktischen Spekulation auf Kosten abgelebter, unhaltbarer Vorurtheile in ihr hellstes Licht zu setzen. „Geld regiert die Welt,“ wiederholte er unaufhörlich; „wer reich ist, ist vornehm. Endlich glaubt auch keiner mehr aufrichtig an den Werth seiner hohen Geburt; wir machen's nur denen noch weiß, die sich's

— wer weiß wie lange? — weißmachen lassen wollen; aber entre nous sollten wir's uns eingestehen: drei Millionen sind mehr werth und geben mehr Glanz als der älteste und unbefleckteste Stammbaum."

„Nun woher kommt es denn," fragte der alte Herr, mit dem sichtlichen Bestreben ruhig zu bleiben, „woher kommt es denn, daß Deine Vorbilder, die Millionäre, nichts eiligeres zu thun haben, als ihre Millionen zur Anpflanzung und Förderung eines jungen, tant soit peu adeligen Stammbäumchens zu benützen und zu verwenden? Es muß doch in ihnen ein Bedürfniß liegen, sich nur mit dürftigen Blättchen zu schmücken, wo Du die volle, aus frischem Laube geflochtene Krone für nichtig erklärst?"

„Das beweiset, mein theurer Vater, daß diese guten Leute ihre Leute kennen, und fürs erste die Spielerei noch mitmachen. Lange wird die gegenseitige Täuschung nicht mehr dauern. Davon bin ich fest überzeugt. Noch fünfzig Jahre der Erfindungen, des praktischen Weiterstrebens, des Völkerverbandes und der Wahlspruch Europa's lautet, wie jetzt schon jener Amerika's: ‚Reichthum ist Adel.'"

Graf Ulrich antwortete darauf nicht direkt. Er

hieß den Büchsenspanner ein Buch von seinem Schreibtische holen; dieß ergreifend schlug er es auf und las: „Ich liebe wieder alte gute Dinge: alten Wein, alten Rum, und alten Adel. Wüßte auch nicht, warum ich in das zur Mode gewordene Pöbelgeschrei John Bull's einstimmen sollte, das den Handlanger eines Spinnmaschinen-Vervollkommners, der sich seine Millionen auf Unkosten von Millionen zusammenscharrt, in die Wolken erhebt, und den edlen Sprößling einer edlen Race mit neidischem Hohne anglotzt? Wartet zuerst mit Euren Verdammungsurtheilen über die alten Feudalen, bis Ihr die Segnungen geschaut, die Euch Eure neuen Zwingherren gebracht!"

„Welcher in Chroniken und staubige Pergamente vergrabene, gelehrte Don Ranudo de Colibrados hat denn diesen herzbrechenden Angstschrei aus seiner verpfändeten Burg gethan?" fragte Hermann lachend.

„Der Mann, der diese Zeilen schrieb, mein Sohn, ist ein begeisterter Bürger der vereinigten Staaten, ein aufrichtiger Republikaner, sein Name Charles Sealsfield. Du siehst, man kann Amerika lieben und uns auch gelten lassen. Was den von Dir gelegentlich zitirten Don Ranudo betrifft, so werden wir über ihn wahrscheinlich auch verschiedener Meinung

sein. Ich finde aus des geistreichen Holberg's schelmischem Spotte doch auch einen Anklang rührenden Ernstes heraus und ich war niemals mit den Darstellern einverstanden, die den großartigen Charakter des verhungerten Edelmannes durch Possenreißerei herabwürdigten. Ebenso, wie ich den Don Quixote nicht lesen konnte, ohne mitten im lautesten Gelächter über seine Thorheiten, von wehmüthiger Verehrung für die große und edle Gesinnung, die ihn beseelt, ergriffen zu werden. Es gibt zweierlei Arten von Wahnsinn, deren eine auch in ihren tollsten Ausbrüchen ihren schätzenswerthen Ursprung nicht verleugnet. Daß Adelstolz bis zum Wahnsinn ausarten kann, muß ich Dir leider zugeben. Gib mir dagegen zu, daß dieser immer noch erträglicher ist, als den der Geldstolz erzeugt. Was mich betrifft, hab' ich mir den ersteren Gott sei Dank vom Leibe gehalten und vor dem letzteren bin ich auf meine alten Tage sicher, weil ich mehr für das Majorat gesorgt habe, als für meine Privatchatoulle. Und gerade deßhalb werd' ich in bescheidenem Stolze auf meine Ahnen ausharren bis ans Ende, weil mein Bewußtsein mir sagt, daß ich mich nicht schämen darf, vor ihnen zu erscheinen, und daß ich berechtiget bin, mich den besten von ihnen anzuschließen.

Damit will ich mich begnügen, und die nach mir kommen, mögen thun und lassen, was ihnen beliebt."

Nach der Tafel fanden sich der alte Herr und Mathilde auf der Terasse zusammen. Die Baronin hatte Briefe zu schreiben. Graf Hermann ließ sich nicht blicken.

„Ach wie herrlich ist Ihr Eichenau!" rief Mathilde.

„Ihre Freude daran," sagte Graf Ulrich, „gewährt mir Trost; Ihr Anblick gibt mir wieder einen Strahl von Hoffnung. Denn ich denke, was Sie entzückt, eine Fremde, — unmöglich kann es demjenigen gleichgiltig bleiben, dem es einst so theuer gewesen, dem es nun gehört, dessen Eigenthum es wurde!"

„Ich fürchte doch, Exzellenz," erwiederte sie.

„Sie fürchten? Welch ein gütiges Wort! Sie fürchten, mein Sohn werde den Besitz, für den der Himmel ihn geboren werden ließ, nicht schätzen lernen? Sie fürchten es? Folglich ist er, — sind wir Ihnen keine ganz Fremden mehr? Folglich tragen Sie Theilnahme für Eichenau auf die Grafen Eichengrün über? Folglich wär' es denkbar, daß die Hand der Jugend und Anmuth ausgleichen wollte, was ungestümes Alter voreilig verwirrte; daß" . . .

„Sie sind mir völlig unverständlich," unterbrach ihn Mathilde, die sehr verlegen wurde.

„Ich kenne Sie kaum einige Tage; doch die Art, wie Sie das aussprechen, zeigt mir, Sie verstellen sich. Ich sage Ihnen das auf den Kopf zu. Thun Sie so etwas nicht. Bleiben Sie stets bei Ihrer angeborenen Ehrlichkeit; nur diese kleidet Sie. Andere, sehr liebenswürdige Damen, — da ist zum Beispiel Ihre vortreffliche Mutter, — ah, diese und andere, die ihr gleichen, sind berechtiget in der Welt und mit der Welt einwenig zu täuschen, zu schmeicheln, zu erfinden, zu embelliren, . . . ich weiß genug von der Sache, um zu wissen, daß es nicht anders geht. Und ein Thor, wer darüber schelten, oder es gar ändern wollte! Nur paßt es sich für solche allein, die für die Gesellschaft passen; wer so deutlich den Wunsch auf seiner Stirn geschrieben trägt, dieser zu entfliehen, sie zu meiden, das Dorfleben zu suchen, wie sie, Mathilde —"

„Sie lesen das auf meiner Stirn?"

„Wo es in leserlichen Zügen steht. Die Natur schreibt eine deutliche Handschrift für den, der sie einmal kennt. S i e, Mathilde, dürfen nicht heucheln. S i e dürfen dem Vater nicht entgegnen: ‚Graf, ich verstehe Sie nicht!' wenn dieser eben seine zartesten

Versuche beginnt, Ihnen anschaulich zu machen, daß er, — daß Sie, — daß Hermann, — Ei, warum soll ich mich verbergen? Kurz heraus: daß Mathilde Stjernholm-Schmalkow, Gräfin Eichengrün-Eichenau werden muß."

„Sie muß?" wiederholte sie — und auf eine Weise, daß der Graf erschrack. Doch als sie, um ihm zu zeigen, daß der kalte Hohn, den sie in diese zwei Silben gelegt, nicht ihm gelte, durch einen sanften Blick milderte, was ihn betrübt hatte, da faßte er wieder Muth und fuhr fort: „Lassen Sie mich recht offenherzig reden, liebes, gutes Kind, und deuten Sie mir nicht übel, was ich sagen werde. Sie sind ja zu verständig, um ignoriren zu wollen, daß Ihre Mutter Absichten hatte, entschiedene Absichten, da sie mich hier — überfiel. Ja, ich kann es nicht anders nennen nach allem, was zwischen ihr und mir vorgegangen; so häßlich es klingt; so sehr es Sie verletzen muß. Gewiß haben Sie ihr mit Widerwillen gehorcht. Sie haben sich vielleicht gar für ein Opfer gehalten, welches dem Götzen unserer Zeit, dem leidigen Mammon auf den Altar gelegt werden solle? Auf den Altar, den ein alter, sechszigjähriger Götzendiener beherrsche? Doch die Tochter fügte sich den Wünschen, den Bedürfnissen einer viel-

leicht etwas selbstsüchtigen, dennoch liebenswerthen, mit vielen edlen Eigenschaften geschmückten, geliebten Mutter. Die Tochter dachte: wir werden ja sehen? Und nun trifft sie ein — und findet einen jungen, wenn auch nicht jugendlich-lebendigen, wenn auch blasirten, dennoch nicht zurückstoßenden, will's Gott zu rettenden neuen Besitzer. Sie findet einen Vater, der von ihr entzückt, die Hände nach ihr ausstreckt, flehend: hilf uns! Du vermagst es; sonst keine! — Sie wird sich erbarmen über eine Herrschaft, wo es ihr gefällt, wo sie sich in den ersten Stunden schon heimisch fühlte. Ueber einen alten Mann, der in der besten Meinung dumm gehandelt, als er verblendet wähnte, sein Sohn der Diplomat werde mit Händen und Füßen kopfüber in Landleben und Ackerbau hineinspringen, wie man sich aus banger Schwüle ins frische Wasser wirft? Wird sich erbarmen über Eichenau und Eichengrün, über Vater und Sohn; wird verhindern, daß dieser verfallen läßt, was jener schuf; wird bedenken, daß sie am Sohne gutmachen kann, was ihre Mutter am Vater verschuldete; wird ihn durch ihr Beispiel lieben lehren, was sie liebt..."

„Was sie liebt?" rief Mathilde auffahrend und die Röthe des Unwillens färbte ihre Wangen.

„Das Landleben, meinte ich," sagte begütigend der Graf.

Dadurch einigermaßen beruhiget, sprach sie weiter: „Ich glaube, Sie bemitleiden Ihren Herrn Sohn unnützerweise, ebenso wie sie auf unrichtige Mittel sinnen, ihn zu heilen. Nicht die Einförmigkeit des Landlebens ist es, die ihn zurückschreckt; nicht die Abneigung gegen eine neue, ihm aufgezwungene Lebensrichtung, die er zur Schau trägt vor Ihnen, vor — meiner Mutter, vor seinen Leuten, vor allen Menschen. Nicht, was er hier zu finden besorgt, nein, was er mitbringt, macht ihn unempfindlich gegen jene Reize der Gegend, welche mich begeistern; gegen die Blüte der Kultur, die Sie der Gegend verliehen haben. Gewiß, er wird Ihnen alle Vorzüge Eichenaus zugestehen, wird sie loben, und wird sich dennoch daran langweilen, wird sich dennoch an nichts ergötzen, weil er . . ." (Nun, fragte der Graf ungeduldig, weil er . . .?)

„— weil er ein junger Herr unserer Zeit ist!"

„Sagen Sir mir, gutes Kind, sind sie denn alle so? Ich lebe seit langen Jahren in dieser meiner Welt; bin selten, und immer nur auf kurze Zeit herausgekommen; habe meine Söhne eigentlich

auch nur im Vorübergehen gesehen; — sprechen Sie aufrichtig, Mathilde: sind Eure jungen Herren alle so?"

Mathilde zwang sich, zu lächeln: „Ich weiß nicht, Graf Eichengrün, was sie mit ‚Euer' sagen wollen? Unsere jungen Herren, um Mühlhaus herum, waren, oder sind von anderem Schlage; sie liebten ihre Wirthschaft und zeigten sich, wenn eben nicht sehr fein, doch recht artig und munter. Aber diese zählen wohl auch nicht zu den rechten Vertretern der Mode. Wenn sich von denen zufällig Einer bis zu uns verlor, da stach er dann gewaltig ab durch Tracht, Benehmen, Indolenz — mitunter auch Insolenz, je nachdem, und jeder in seiner Gattung. Doch darin stimmten sie alle überein: in der Virtuosität sich zu ennuyiren, das Dasein langweilig zu finden, — und nach Umständen auch zu machen."

„Sie glauben also, die vornehmen jungen Leute dieser Tage sind durchschnittlich meinem Sohne gleich?"

„Ich glaube fast!"

„Schauerlich! Noch lange nicht dreißig; sollte erst anfangen, leben zu wollen, und will schon aufhören? Nein, das geht nicht, das darf nicht geduldet werden. Die Liebe muß ihn verjüngen.

Eine gewaltige Leidenschaft muß ihn aufrütteln. Mathilde, helfen Sie!"

Sie wurde wieder ernsthaft: „Zu was denn, Herr Graf? Zu was kann ich helfen?"

„O," sprach er, die Hände faltend, und sah sie bittend an: „Machen Sie, daß Hermann sich wahnsinnig in Sie verliebt. Und dann suchen Sie hervor, was nur irgend in den Falten Ihres kindlichen Herzens von Anlagen zur Koketterie verborgen sitzt."

Mathilde hielt noch an sich. Die Bitte des alten Herrn klang so flehend und innig, daß sie es nicht übers Herz brachte, ihm entschieden zu zeigen, wie lästig dieß Gespräch ihr sei. Sie sagte nur: „Mit meinen Anlagen zur Kokettterie ist es schwach bestellt."

„Ich glaube das beinahe selbst," versicherte der Graf. „Doch besser etwas, als gar nichts. Mama kann Ihnen beistehen mit Rath und That. Die versteht's. Nehmen Sie Unterricht, werden Sie eine gelehrige Schülerin und dann peinigen Sie ihn, martern Sie ihn, halten Sie ihn hin, machen Sie ihm das Leben schwer zwischen Zweifeln und Täuschungen, daß er Blut schwitzt, daß er jung wird — vor Verzweiflung."

Jetzt gewann der Jungfrau innerer Groll das Uebergewicht. Fast heftig rief sie aus: „Ihn zu quälen,

Herr Graf, sollt' es mir wahrlich an Eifer nicht mangeln. Aber erst müßten Sie ihm die Leidenschaft einflößen. Ihn zu martern durch Zurückhaltung, Gleichgiltigkeit, Abneigung sei meine Sache. Ihn qualfähig zu machen ist die Ihrige. Wie sollte ich" —

„Ach," unterbrach sie nun wieder der Graf: „wenn Sie wollen, so können Sie auch. Ein schönes Weib hat — fragen Sie nur Ihre Mutter."

„Ich bitte dringend, lassen wir meine Mutter aus dem Spiele. Auf Ihre Scherze geh' ich willig ein, Sie in Ihren gerechten Besorgnissen zu zerstreuen. Doch jedweder Scherz hat eine Grenze."

„Aber es muß doch," hub der Graf wieder in seinem flehendsten Tone an, „es muß doch um Gotteswillen ein Mittel geben, ihm die Augen zu öffnen, ihn erkennen und fühlen zu lehren, welch ein Mädchen Sie sind! — Kann er denn widerstehen, wenn Sie ihn anschauen, wie mich jetzt eben — — O, schlagen Sie die lieben Augen nicht gleich zu Boden. Sie müssen doch Gräfin Eichengrün werden, es mag kommen wie es will!"

„Gott sei Dank!" sagte Mathilde halblaut; denn sie erblickte ihre Mutter, die sich ihnen näherte.

Kaum war die Baronin, welche langsam auf

der Terasse lustwandelte, herzugetreten, als sie sich entfernte.

Graf Ulrich, wie wenn er die Stjernholm nicht sähe, oder nicht beachtete, murmelte: „Dieses Mädchen nicht lieben? An ihren Besitz nicht Leib und Leben setzen? In ihren Armen nicht gern städtischen Flittertand vergessen? Nicht freudig wegwerfen die thörichten Konvenienzen, die Eitelkeit und Ehrgeiz in wilder Ehe miteinander gezeugt haben! An ihrer Seite nicht selig wie ein Halbgott im Schlosse unserer Väter hausen, durch üppige Felder wandeln, und Segen, den der Himmel spendet, um sich her mittheilen und verbreiten wollen? — Unbegreiflich! — Finden Sie es nicht auch unbegreiflich, Baronin?“

Sie schwieg und schüttelte den Kopf, wie jemand, der den Pfad verloren hat und sich nicht mehr zurechtfindet.

„Hermann,“ fuhr er fort, „ist ohne Gattin, die er lieben kann, die ihn fesselt, verloren; Eichenau mit ihm!“

Jetzt nickte die Baronin einstimmend: „Sie waren zu rasch, da Sie ihn aus seiner Laufbahn rissen und durch des Monarchen Autorität Ihren übereilten Plan zum unerschütterlichen fait accompli sanktioniren ließen.“

„Und dennoch ist's die Kunde von dieser Nachricht gewesen, die Sie hierherlockte; die Sie veranlaßte, eine Tochter mitzubringen, von der Sie früher nie gesprochen? Sie knüpften folglich Pläne an jenen meinen Plan? Wollen Sie das leugnen?"

„Gewiß nicht, lieber Graf! So wenig, als ich leugnen will, daß ich in Stahlbrunn an eine Verbindung zwischen uns beiden dachte. In einem Anfalle von wahrlich unbegründeter Eifersucht waren Sie von dort verschwunden; Ihr Argwohn hatte meine Erwartungen getäuscht, hatte Sie zum Misanthropen gemacht, hatte Sie veranlaßt, sich in Einsamkeit zu ziehen . . . die Gerüchte, die zu mir drangen, wirkten wunderbar auf mich; was dabei in mir vorging, galt nicht allein der Gegenwart; auch die Vergangenheit . . . doch, das gehört nicht hierher. Ich, im Wahne, meines Kindes Herz sei frei, — sei mein, — riß das Mädchen aus dem engen, schlichten Familienkreise, brachte sie hierher, zu versuchen, ob ich ihr in diesem Schlosse die Heimat gründen könne, die einstens mir zugedacht schien? Sah mit Entzücken schon im ersten Moment, daß dießmal Ihre Ansichten mit meinen Absichten zusammentreffen würden . . ."

„Dießmal, ja! Insofern Sie an Hermann's

und Mathildens Vereinigung arbeiten, sind wir vollkommen einig. Und das macht mich glücklich!"

„Und mich betrübt es, Graf, dieß Glück schon im ersten Keime wieder zu zerstören. Wir beide sind nun einmal prädestinirt, nie einig zu bleiben. Ich nahm meine Tochter für das, was sie scheint; für nicht weniger, nicht mehr."

„Für das beste, reinste, lieblichste Kind! Weniger kann Mathilde nicht gelten, und mehr, Baronin, auf Ehre mehr verlang' ich nicht."

„Sie ist nicht mehr, wofür ich sie nahm?"

„Was will das sagen? Ich setze mein Leben ein für den Adel ihrer Seele; für den Werth ihres Geistes, ihres Gemüthes!"

„Auch ich. Und dennoch . . . Meiner Tochter Geheimniß ist nicht das meinige; ich hab' es durch eine Indiskretion erfahren, die der Mutter einer völlig erwachsenen Tochter nicht ziemt; folglich bin ich zwiefach verpflichtet zu schweigen. Ich darf nur versichern, daß sie für diese Verbindung nicht — nicht mehr paßt."

„Baronin," rief der Graf, „darin ist keine Konsequenz. Hermann braucht eine Frau, die ihm seine neuen Pflichten theuer macht; die ihn nicht wieder hineintreibt in die Leere der vollen Stadt; die durch

ihr freudiges Beispiel ihm zeigt, was der Beruf eines großen Landedelmannes ist; die ihn hier festhält“ ...

„Mein bester Graf, erst müßte sie ihn **haben**. Was man nicht schon hat, kann man nicht halten. Dann aber — und das ist die Hauptsache: — müßte sie ihn haben **wollen**; oder doch sich anweisen lassen, daß sie sich **geberde**, als wolle sie? Bis wir in Eichenau anlangten, hielt ich das für Kleinigkeiten, mit leichter Mühe zu erreichen. Heute seh' ich ein, daß es unmöglich ist.“

„Baronin, Sie verhüllen sich da in ein Gewebe von Widersprüchen. Wozu die Heimlichkeit? Wozu Geheimnisse zwischen Hermann's Vater und Mathildens Mutter? Müßt Ihr denn ewig intriguiren? Ist es Euch Weibern nicht genug, in eigenen Herzensangelegenheiten falsches Spiel zu spielen?“

Die Stjernholm holte gerade zu einer umständlichen Antwort aus, und war gerüstet, sich siegreich zu vertheidigen, da fand sich Graf Hermann auf der Terasse ein, der er wahrscheinlich ferngeblieben wäre, hätte er seinen Vater in dieser Gesellschaft gewußt; denn er vermied sichtlich die Baronin. Ebenso, wie diese ihm gern auswich. Beide schienen ein Zwiegespräch ohne Zeugen zu fürchten; ja sie zeigten sogar in Gegenwart Anderer ängstliche Besorgniß, es

könne ihnen ein Wort entschlüpfen, welches an vergangene Tage und Gefühle erinn're. Dadurch bekamen ihre flüchtigen Gespräche einen Beischmack von Bitterkeit. Als er sich ihnen jetzt näherte, beeilte sich die Baronin dem Grafen Ulrich rasch zuzuflüstern: „Halten Sie von mir, was Sie mögen; nur Eines bezweifeln Sie nie; daß ich jetzt Mutter bin und ein lange vernachlässigtes Kind mütterlich liebe, seitdem ich es kenne." Dann verneigte sie sich vor den beiden Grafen, Vater und Sohn, und entfernte sich mit den Worten: „Die Herren werden von Geschäften reden, ich will nicht stören."

Der alte Herr empfing den jungen Herrn auf Eichenau nicht allzufreundlich. Aufgeregt durch der Baronin Erklärungen vergaß er, daß Hermann nicht mehr von ihm abhängig, daß er nicht mehr Majoratsherr sei; daß er mit seinen übrigen Rechten auch das Recht als Vater zu befehlen gewissermaßen zedirt und abgelegt habe. Er forderte gleichsam Rechenschaft von allem, was bisher zwischen dem Nachfolger und dessen Beamten verhandelt worden sei?

Graf Hermann bewährte sich dabei als der Mann von bestem Ton und vollkommener Selbstbeherrschung, indem er mit den artigsten und — leersten Floskeln ausweichend erwiederte, ohne den

Respekt zu verletzen, doch auch ohne seiner jetzigen Stellung etwas zu vergeben.

Dieser Applomb brachte den Vater zur Besinnung. Er fing an Konzessionen zu machen, gestand ein, daß er übereilt gehandelt, daß er momentanen Verstimmungen nachgegeben, daß er vielleicht Unrecht gethan habe, seinen Sohn durch moralischen Zwang, (denn anders lasse sich's nicht benennen!) zum Landwirth zu machen, und dergleichen mehr. Es war, als ob Graf Ulrich die Verbindlichkeit fühlte, sich gegen Grafen Hermann zu entschuldigen und dessen Verzeihung nachzusuchen.

Darauf entgegnete dieser: „Mein Vater, wenn Sie nicht bereuen, aus Ihrem bisherigen Wirkungskreise ausgeschieden zu sein, weil Sie ein unthätiges Dasein fürchten, ich fürchte das mir vor der Zeit schon auferlegte Joch nicht; ich denke mir es leicht zu machen; meinetwegen brauchen Sie den Schritt nicht zu bereuen."

„Leicht machen? Was willst Du damit sagen? Die Verwaltung der Herrschaft Eichenau ist nicht leicht zu nehmen!"

„Das weiß ich, mein Vater. Und es bedürfte gar nicht erst eines Vorgängers von Ihrer Bedeu-

tung, um mich zu überzeugen, wie gering meine Fähigkeiten dafür sind."

„Desto größer muß Dein Eifer sein; desto fester Dein Wille, mich noch zu übertreffen."

„Sie sagten mir einst etwas ähnliches, mein theurer Vater, als Sie die Absicht äußerten, aus mir einen Rechtsgelehrten zu machen. Damals durft' ich nicht entschieden widersprechen. Heute, als selbstständiger Majoratsherr" . . . . .

„Ein Majoratsherr ist nie selbstständig. Er hat Verbindlichkeiten jeder Gattung; hat vor und hinter sich zu schauen; hat Vergangenheit und Zukunft zu respektiren; folglich muß er energisch trachten, seine Verpflichtungen in der Gegenwart zu erfüllen."

„Weil ich diese gebührend anerkenne, und weil ich mich ihnen auf keine Weise gewachsen fühle, geh' ich mit dem Gedanken um, sie abzustreifen. Sie, mein Vater, haben mir die Bahn gleichsam eröffnet, indem Sie, mitten in voller Kraft und Gesundheit, eine Last von Ihren Schultern abschüttelten, die Ihnen, der sie so lange getragen, fast ein Spielwerk geworden war, wenigstens nicht mehr drückte. Es ist etwas unerhörtes, gestehen Sie's ein, daß ein Herr von kaum sechszig Jahren, sich sozu-

sagen für todt erklärt, und Regierung, Ministerium, ja den Monarchen selbst angeht, ihn wie einen Verstorbenen zu betrachten; — denn nur so betrachtet, war nach den Statuten unseres Familien-Fideikommisses meine Bestätigung als Majoratsherr denkbar, und daß ich es wirklich jetzt wurde und werden konnte, ist eigentlich schon eine Verletzung dieser Institution. Was geht daraus hervor, als daß die Behörden bis zum Throne hinauf, es nicht mehr gar so genau mit dem Buchstaben nehmen? daß auch sie bereits eingesehen haben, wie diese feudalistischen Stiftungen unserer Zeit und ihren Forderungen widersprechen? Die Majorate haben sich überlebt, gleich Vielem, was darum und daran hängt. Sie werden auf die Länge nicht fortbestehen und irgendein revolutionärer Sturmwind wird sie über kurz oder lang daniederwerfen. Wer mag heute schon voraussehen, ob nicht der Reichthum gegenwärtiger Besitzer mit ihnen in Trümmer fällt? In der Politik ist das Wichtigste: die Gabe des Vorhersehens zu üben, und demgemäß zu handeln. Meine Meinung wäre, — und ich sehe nicht ein, was mich jetzt daran verhindern könnte, — auf eine baldige Allodirung hinzuarbeiten. Da ich gesonnen bin, unvermält zu bleiben, wird die Sache keine großen

Schwierigkeiten haben; es gibt einige schwache Punkte in der Stiftungsurkunde, über die ich schon juristische Gutachten eingeholt. Mit den entfernten Agnaten, die nicht einmal unseren Namen tragen, ist es leicht, sich abzufinden, und die Summen, welche dazu erforderlich sind, kommen zehnfach heraus durch Dismembration des weitläufigen Besitzthums. Jetzt bin ich ein reicher Mann, der von Grund und Boden abhängig bleibt. Ist dieß Geschäft zu machen, so bin ich ein sehr, sehr reicher Mann und vollkommen frei. Geschehe dann, was wolle, ich kann dazu lachen."

Wer den Grafen Ulrich nur oberflächlich kannte und sein Wesen nicht aus Erfahrung zu deuten wußte, der mochte glauben, diese Mittheilung seines Sohnes habe ihn ziemlich gleichgiltig gelassen. Er gab zwar sein altes Sturmsignal zu hören, indem er einigemale hustete; doch erfolgte weiter nichts. Hermann hatte lebhafte Entgegnung erwartet, hatte sie sogar gewünscht, um seinen Vorrath von ferneren Gründen und Beweisen siegreich zu entwickeln; — der Vater gab ihm keine Gelegenheit dazu. Er wendete ihm den Rücken und ging. Hermann rief hinter dem Gehenden her: „Aber, theurer Vater, was halten Sie von meiner Idee? Ist die Spekulation nicht glänzend?"

Da kehrte sich der alte Herr noch einmal zu ihm zurück und sagte ernst: „Für den Sohn eines Börsenspekulanten, der unter Geldgeschäften aufwuchs, möchte sie ganz artig sein. Auch zweifle ich nicht, daß die Parzellirung dieser Gründe hübsche Profitchen abwerfen würde. Zur Noth läßt sich auch eine halbe Million aus den Wäldern schlagen. Wozu Wälder? Und das Schloß würde sich zu einer soliden Spinnfabrik eignen. Ich sehe schon im Geiste den stattlichen Schlot emporragen, der schwarzen Qualm ausstößt. Aber ehe ich ihn in Wirklichkeit sehe, denke ich auch noch ein Wort dareinzureden. Ich habe mein Majorat abgetreten unter der Bedingung, daß mein Nachfolger sich vermäle. Will er das nicht; will er das Fideikommiß allodialisiren, bevor er direkte Erben hat; will er sich mit den fernen Agnaten abfinden, so werde ich, als nächster Agnat auftreten, werde meine Gegenrede geltend machen, werde mich nicht abfinden lassen. Ich bin kein blödsinniger, verblendeter Aristokrat; aber ich bin ein Graf Eichengrün und das will ich nie vergessen."

Graf Hermann blieb allein zurück auf der Terasse.

Zum erstenmale, seitdem er wieder in der Heimat war, wehete ihn ein heimatliches Gefühl an.

Die strengen und zugleich traurig ausgesprochenen Worte des Vaters hatten ihn doch erschüttert. Er setzte sich auf eine Bank, auf der Tante Barbara oft neben ihm gesessen. Er blickte auf die in buntem Herbstlaub mit schwarzen und rothen Beeren prangenden Gebüsche. Er gedachte des Tages, wo er von Eichenau Abschied genommen, um in die Residenz zu ziehen. Gedachte der lieblichen Wünsche seiner harmlosen Jugend, und nachdem er so ein halbes Stündchen verträumt, erhob er sich, wie von einer höheren Macht gezogen, und begab sich langsamen Schrittes, sinnend, träumend, zweifelnd nach dem Glashause.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Mathilde saß unter dunkelgrünen Bäumen, deren Schönheit und Blätterfülle sie nicht genug bewundern konnte. Vor ihr stand ein eisgraues, von hohem Alter krummgebücktes Männlein, das wir keine Mühe finden für unsern biedern Gärtner Wiesner wieder zu erkennen. Dieses Männlein lauschte voll Andacht allem, was sie sprach, und murmelte dazwischen: „So klang Tante Barbara's Stimme, da sie jung war.“ Mathilde ließ sich erzählen, wer Tante Barbara sei.

Aus der Beschreibung, die Wiesner neubelebt gab, entnahm sie, dieß müsse die alte Dame gewesen sein, die ihr damals den räthselhaften Besuch in der prudent'schen Anstalt gemacht. Die Nachricht, daß diese ehrwürdige Person noch lebe, in so genauer Verbindung mit dem gräflichen Geschlechte stehe, machte ihr Freude, obgleich sie sich keinen rechten Grund dafür anzugeben wußte. Die Frage: weßhalb Gräfin Eichengrün, des Gärtners Berichte zufolge, so lange nicht hier gewesen sei? lag nahe. Wiesner beantwortete sie ausweichend; wie herzlich auch der Greis von der Jungfrau Huld sich angezogen fühlte, er war doch ein allzugetreuer Verehrer des Hauses Eichengrün, um einer Fremden sein Klagelied vorzusingen über Hermann's Umwandlung, über der Aebtissin Ausbleiben, über all das Leid, welches die letzteren Jahre auf seinen kahlen Schädel gehäuft Nicht seine achtzig Winter, nein, nur der stille, im Innern verhaltene Kummer hatte den immer noch thätigen Gärtner so tief gebeugt. Und den letzten Schlag hatte er jetzt empfangen, als der neue Majoratsherr auch nicht mit einer Silbe nach ihm gefragt, nicht einen Blick in die Orangerie gethan. Ohne daß er es wollte, drang der tiefe Schmerz einer in dürftiger, niederer Hülle hochgeborenen, wahrhaft

adeligen Seele aus den übrigens sehr besonnenen, durchaus nicht schwatzhaften Mittheilungen, die er Mathilden machte. Doch immer behielt er dabei so viel Vorsicht, daß er jede nähere Erklärung abschnitt. Er hätte es für unedel gehalten, sich auf Kosten seines jungen Gebieters Luft zu machen, und Erleichterung zu verschaffen. Auch er hatte sein Noblesse oblige in seinem Sinne, sogut wie Tante Barbara, legte es auf seine Weise aus und handelte danach.

Zunächst beschäftigte ihn lebhaft die Erwartung, ob das gnädige Fräulein — denn von der Baronin Mutter nahm Wiesner so wenig Notiz, als die Stjernholm von ihm, — längere Zeit hier verweilen, ob sie ihren Besuch vielleicht gar auf den Winter ausdehnen werde? Seine, obgleich mit aller Bescheidenheit, dahin gerichteten Anfragen gaben deutlich zu erkennen, daß er den Zweck dieses Aufenthaltes für einen wichtigen hielt; daß er, (wie die meisten Schloßbewohner) in Mathilden die künftige Gräfin ahnete.

Solche Andeutungen setzten die Aermste in peinliche Verlegenheit und befestigten sie in ihrem Vorsatz, gegen die Mutter aufzutreten, mit aller Entschiedenheit auf Abreise zu dringen; nöthigenfalls den alten Grafen um Beihilfe anzuflehen, daß er sie

aus einer so unwürdigen Lage befreie. Die auffällige Veränderung, die in der Mutter Benehmen sogleich nach ihrer Ankunft in Eichenau vorgegangen, gab ihr einige Aussicht auf Erfolg; obwohl sie weit entfernt war, den Zusammenhang zu errathen. Daß ihres Herzens Geheimniß theilweise verrathen sein könne, kam ihr nicht in den Sinn; noch immer betrachtete sie Onkel und Tante Schmalkow als die einzigen Vertrauten ihrer entsagenden Liebe.

Aber liebte sie denn noch? hör' ich fragen. Vermochte sie denn noch mit hartnäckiger Verblendung an ihrem Kindermärchen festzuhalten, jetzt, wo die Wirklichkeit jedes Ideal verscheucht hatte? Wo der aus der Ferne Angebetete sich in nächster Nähe so unanbetungswürdig zeigte? Ja, wo er in ihr nicht einmal die einst Geliebte wiederzuerkennen sich die Mühe nahm?

Es ist unmöglich! rufen viele Leserinnen aus und stehen im Begriff, den dritten Band des Romanes wegzuwerfen, ohne ihn wieder in ihre zarten Hände zu nehmen.

Die Eine und die Andere jedoch überlegt ein Weilchen und dann flüstert sie in die Blätter hinein: „Wer weiß? Für Mathilden ist Hermann, der junge Lieutenant aus der wahlauer Holzgasse, ein Mensch,

und Graf Eichengrün auf Eichenau ein zweiter. Der Erstere hat in ihrem Geiste, in ihrer Seele mit dem Zweiten nichts zu schaffen. Diesen meidet sie, jenen kann sie doch vielleicht noch . . ., nein, es ist nicht unmöglich! Man liebt wohl nicht allein den Geliebten. Man liebt auch die Zeit der ersten Liebe, der heiligsten Jugendträume, der himmlischen Täuschung, — und wer diese nun nicht aufgeben will?"....

So flüsterst Du, holde Leserin, und liesest hoffentlich weiter.

Mathilde war mit dem guten Wiesner im lebendigsten Gespräche über Blumenzucht begriffen, — (denn sie hatte bei Schmalkows mit glücklicher Hand Wunder gewirkt, weil jedes Gewächs unter ihrer Pflege gedieh, und kränkelnde sich erholten;) — und sie beschrieb gerade ihre in Mühlhaus zurückgelassene Epheulaube, die jetzt unfehlbar verkümmern werde, weil Tante Johanna eben gar keine ‚glückliche Hand' für Pflanzen habe . . . . . da bemerkte sie, daß Wiesner plötzlich seine Aufmerksamkeit ihr entzog und auf unhöfliche Weise ihr den Rücken kehrend, sich zwischen Bäumen und Sträuchern eiligst verlor. Ehe sie noch ihm nachrufen konnte: wohin er flüchte und was ihn vertreibe? stand Graf Hermann dicht neben ihr. Gewiß war

er nicht in der Absicht gekommen, sie hier zu finden; auch zeigte er nicht die geringste Freude darüber; im Gegentheil! Sie erhob sich also: „Meine Gegenwart stört Sie, Herr Graf? Ich wollte ohnedieß . . .“

Da machte er Anstalt das Haus zu verlassen und sagte: „Das ist ein Wink für mich —“ Und sie: „Eh' ich Sie aus Ihrem Eigenthum vertreibe —“

Und er: „Eh' ich das Gastrecht verletze —“

Dabei vertrat er ihr den ohnehin schmalen Weg: „Thun Sie mir die Schmach nicht an, ich bitte sehr. Sollte es denn absolut unmöglich sein für uns Zwei, in diesem Raume eine Luft zu athmen? Ich dächte, wenn wir uns einrichten, fänden wir beide Platz. Ich wenigstens bin sehr verträglicher Natur. Versuchen Sie es immer. Sie haben gar nichts von mir zu besorgen.“ — Und diese tröstliche Versicherung bekräftigte er durch ein herzhaftes Gähnen. Dieß gab Mathilden ihren äußeren Gleichmuth zurück; sie setzte sich wieder auf die Bank und der Geheime Legationsrath streckte sich auf den Gartensessel, hinter welchem vor einer Minute der alte Wiesner gestanden.

„Wissen Sie,“ begann er, nachdem er sie lange fixirt, „wissen Sie, Baronesse, daß Ihre Gegenwart Erinnerungen in mir weckt, denen ich nicht auf die Spur komme? Helfen Sie meinem widerspänstigen

Gedächtnisse nach: woher kennen wir uns? Als ich Sie so unerwartet in Eichenau fand, suchte ich den Eindruck, den Ihr Anblick auf mich machte, mir dadurch zu erklären, daß Sie die Tochter einer Dame sind, die ich viel gesehen, stets bewundert habe. Auf die Länge kann ich mich bei dieser Erklärung nicht beruhigen; denn wenn ich auch nicht ableugnen will, daß Sie einige Aehnlichkeit mit ihrer Mutter haben, so ist es gerade nicht diese, um deren willen Sie mir wie eine Bekanntschaft aus früherer Zeit vorkommen. Umgekehrt, gerade darin, worin Sie der Baronin Stjernholm nicht gleichen, mahnen Sie mich an etwas längst vergessenes. Denn ich bin wirklich ebenso vergeßlich, als zerstreut. Beides im Verein bildet eine Erbsünde der Diplomatie, . . . oder ein Vorrecht, ein Präservativ; wie Sie's nennen wollen! hilft auch, gut gebraucht und passend angewendet, bisweilen trefflich aus. Das schöne Geschlecht ist besser geeignet, sich und seine Erinnerungen zu sammeln. Junge Mädchen besonders vergessen nichts. Sie werden mir bestimmt und deutlich zeigen können, was jetzt nur wie ein Nebelbild unklar und unsicher mir vorschwebt."

„Das dunkle Nebelbild," erwiederte Mathilde

mit einer Bitterkeit, die ohne ihr Wissen und Wollen hörbar wurde, „fühlt sich sehr geschmeichelt.“

„Also es existirt in Wahrheit,“ rief der Graf lebhafter aus; „es ist keine leere Einbildung? O ich bitte, versehen Sie es mit einer lesbaren Unterschrift. Was bedeutet es? Was stellt es dar?“

Auf diese Frage hätte ein ausweichender Scherz am besten gepaßt. Wenigstens stand es im Widerspruche mit ihrem tiefverletzten Gefühle, daß Mathilde ernstlich auf eine Entgegnung sich einließ. Aber es schien ihr unmöglich, zurückzuhalten, was ihr das Herz sprengen wollte. Er mußte erfahren, wer sie sei; sie mußte ihm die Wahrheit sagen; am Schweigen wäre sie gestorben. Und sie zwang sich zum Lachen und sprach lachend:

„Was es darstellt? Etwas höchst gewöhnliches. Eine stille, grüne, abgelegene Gasse der Residenz vielleicht? Ein nur von Frauen und Mädchen bewohntes Haus; ein Fenster, wo hinter Epheu und Blumen die Waise sitzt, die einen Vater beweint und eine Mutter entbehrt, weil jener ihr fremdgeworden ist, diese sich nur selten aus dem Geräusche des Lebens wegstiehlt, sich der Tochter auf Augenblicke zu zeigen.— Einen jungen Offizier vielleicht, den die wohlgehaltenen Blumen zu erfreuen scheinen; der manchen

Blick nach ihnen sendet; der endlich ein Dachstübchen im gegenüberliegenden Hause miethet . ."

Hier ließ Hermann sie nicht weiter sprechen.

„Die Jungfrau im grünen?" rief er mit einem Feuer, dessen sich niemand zu ihm versehen haben würde.

„Das Kind im grünen," setzte Mathilde hinzu, einwenig erschreckt hinzu; das Kind; „denn — sie war noch ein Kind."

„Und diese meine Jungfrau im grünen waren — sind Sie, Mathilde Stjernholm? Ja, ja, Sie sind es! Welch eigenthümliches Zusammentreffen!"

„Ein Nebelbild, Graf Eichengrün. Es ist verraucht, verflogen. Lassen wir's vergessen sein!"

Diesen Vorschlag that die Tochter ihrer Mutter mit so vortrefflich gelungener Kopie der höchsten, aufrichtigsten Gleichgiltigkeit, als ob sie recht fleißig in die Schule der Verstellung und geselligen Lüge gegangen wäre. Es gelang ihr, den schönen Egoisten völlig zu täuschen, denn dieser murmelte: „Sie hat Recht. Ich könnte mich leicht lächerlich machen durch affichirte Sentimentalität; gar vor der Baronin!" Und dann fuhr er vernehmlich fort: „Ich bin Ihnen wahrhaftig dankbar für diese Erörterung. Jenes unklare Angedenken beunruhigte mich."

„Und mir,“ sagte Mathilde mit eisigem Hohne, „gewährt es tröstliche Beruhigung, Ihnen vollkommene Ruhe und Bequemlichkeit wiedergegeben zu haben.“

„Ja, das thaten Sie. Und Sie würden Ihrer Großmuth die Krone aufsetzen, wollten Sie mir einen Nachblick in meine zärtlichen Episteln vergönnen, die mir jetzt gewiß ganz unbegreiflich vorkommen. Man ist so albern, wenn man erst in die Welt riecht.“

„Ihre Briefe, Graf Eichengrün?“

„Meine Briefe, wenn ich bitten darf. Ich denke, junge Damen bewahren religieusement derlei Trophäen ihrer Erstlingssiege?“

„Vielleicht,“ entgegnete Mathilde; „vielleicht thun die guten Kinder das, wofern sie solche Briefe überhaupt lasen. Bei uns kam so etwas nicht vor. Unsere Erzieherinnen pflegten den Inhalt ihrer Papierkörbe allwöchentlich zu verbrennen.“

„Oh . . . nicht gelesen? Das ist charmant; das zeigt festen Sinn bei zarter Jugend.“ Und abermals murmelte er in die Myrthenbüsche um seinen Sitz hinein: „Wie gut, daß ich meine kindischen Regungen beherrschte! Sie hätte mich schonungslos ausgelacht. Sie scheint nicht umsonst die Tochter der Stjernholm zu sein!“ — Dann, mit lautem Gelächter: „Also nicht gelesen? Wie die arme Orsina klagt:

Nicht einmal gelesen? Ungelesen in Rauch aufgegangen?"

„In Rauch — und Nebel — Ein Nebelbild!"

„Schade; ewig Schade um meine Stylübungen. Es hätte mich interessirt, sie wieder zu durchfliegen. Hätte mich auf ein Viertelstündchen beschäftiget; vielleicht unterhalten! Man ist so arm an Unterhaltungen —"

„Wenn man, wie Graf Eichengrün der Jüngere, an wenig Dingen theilnimmt . . ."

„An nichts! Auf Ehre, an gar nichts mehr! Es ist zum Sterben langweilig!"

Mathilde stand auf und mit einer zierlichen Verneigung sprach sie: „Sei es Ihnen zum Troste gesagt: Langeweile wird bald Gemeingut; sie theilt sich mit."

Er blieb verblüfft und unbeweglich auf seinem Gartenstuhle sitzen und sah ihr nach, wie sie zwischen laubreichen Gewächsen, unter hohen Baumkronen dahinschwebte. Baronin Stjernholm hatte auf dem Wege nach Mühlhaus ganz richtig bemerkt, und ein Kenner wie Hermann fand es gleich heraus, daß dieses Mädchens Gang etwas hinreißendes habe. „Noch immer die Jungfrau im grünen, doch kein Kind mehr! Wie sollte sie auch? —

Eine Reihe von Jahren . . . mich haben sie zum alten, lebenssatten Manne gemacht, Mathilden zur blühenden Jungfrau; das ist der ganze Unterschied. — Also deßhalb übte diese Stjernholm einen so unerklärlichen Zauber auf mich aus? Das waren die Räthsel, die ich nicht lösen konnte? die Rückwirkung der Tochter auf die Mutter? die unbeschreibliche Aehnlichkeit, die zugleich eine noch unbeschreiblichere Unähnlichkeit ist. Ich wähnte bisweilen das kokette Weib zu lieben und meine dummen Gefühle galten einem Kinde; galten eigentlich zwei Kindern, von denen Eins die Anmuth des Anderen auf eine etwas diabolische Mutter zu übertragen suchte? Vergeb'ne Mühe! Und nun kommt mir dieses Kind in den Weg als . . . na, besonders schön ist sie nicht, die mühlhauser Dörfnerin; der Mutter reicht sie noch lange nicht das Wasser. Nein, sie ist nicht schön. Doch, wie jene Französin von sich äußerte: pire que cela! Freilich in einem anderen Sinne. Mathilde ist nicht ‚schlimmer als schön', sie ist schöner als schön, sie ist . . . Bah, was geht das mich an? Sie hat meine Briefe ungelesen verbrannt. Das ist abgethan. Wir beide sind fertig miteinander. Tant mieux! Wozu die Kindereien?"

Er versuchte, sich dabei zu beruhigen, und um

sich desto sicherer jeden Gedanken an das, was er Kindereien nannte, aus dem Sinne zu schlagen, rekapitulirte er sich die kurze Diskussion mit seinem Vater in Betreff der Majoratsangelegenheiten. Er begann zu empfinden, wie schmerzlich der edle Freund der Landwirthschaft dadurch berührt worden sei und das that ihm doch auch wehe. Noch mehr: ein Gefühl des eigenen Unrechtes, der Undankbarkeit gegen Gott und Menschen dämmerte in ihm auf. War es die Umgebung, in welcher Mathilde ihn zurückgelassen? Waren es die Erinnerungen an seine dereinst so hochverehrte, jetzt so schmählich vernachlässigte Tante Barbara, die hier, auf diesem Schauplatze ihrer heroischen Entsagung, vor ihm erschienen und ihm Vorwürfe machten, daß er nicht mehr zu achten, zu benützen, zu genießen verstehe, wonach er als Jüngling sich so innig gesehnt? Wie und warum war denn wohl alles so ganz anders geworden um ihn? in ihm? — Ach, äußerlich hatte sich ja eigentlich nichts verändert, außer zum Besten, zu seinem Glücke! Doch er war nicht mehr der Mensch, dieß Glück zu erfassen, sich dessen würdig zu zeigen. Wie vieler redlicher, dürftiger Menschen Hoffnung ist auf den neuen Besitzer gestellt, erwartet in ihm den Helfer, Förderer, Vater. Und er will sich ihnen entziehen;

will den Besitz, den edle Ahnen sorgsam vereinten und vergrößerten, zersplittern, um seinen Reichthum durch einen vortheilhaften Schacher im kleinen zu vermehren und sich gänzlich der Unthätigkeit hinzugeben, die ihn mit furchtbarer Langeweile plagt, wie er selbst eingesteht. Graf Eichengrün gedenkt die Herrschaft Eichenau zu trennen, zu zerstückeln . . . denn er rechnet darauf ein gutes Geschäft zu machen. Ist es Tante Barbara, die ihm dort, wo die Seitenthür sich öffnet, warnend erscheint, daß sie ihm ihr drohendes: ‚Hermann, wohin bist Du gerathen, hast Du meinen Wahlspruch wirklich vergessen?‘ ins Gesicht schleudere?

Ja, die Thüre geht auf, — eine weibliche Gestalt schimmert durchs Grün, — es ist nicht die alte Tante, — es ist nicht ihr Geist, — es ist Baronin Stjernholm.

Aber Hermann erkennt sie nicht. Befremdet starrt er sie an, als sie hastig fragt: „War Mathilde nicht hier?“ Und wie aus tiefem Schlafe erwachend, antwortet er: „Gewiß, Noblesse oblige!“ Dann erst, durch den Laut seiner eigenen Worte, zu vollem Bewußtsein gebracht, bemerkt er seine seltsame Zerstreuung und erwartet mit Zuversicht, die Baronin werde ihn verspotten.

Sie jedoch ist sehr ernsthaft. Sie ist wahrlich nicht mehr dieselbe, die damals beim Souper des verstorbenen Grafen Theodor durch übermüthigen Scherz glänzte. Die Jahre haben ihrer unvertilgbaren Schönheit kaum geschadet, — ihrem Charakter haben sie entschieden genützt. Das eitle, oft frivole Weib hat sich vor der Jungfräulichkeit Mathildens endlich gebeugt; durch ihre Tochter ist sie nun zum zweitenmale Mutter geworden; aber eine Mutter, die entschlossen ist, dem Namen Ehre zu machen. Und dieser Entschluß hat jetzt seine höchste Weihe empfangen. Seitdem sie weiß, daß die frische, duldsame Heiterkeit des lieblichen Mädchens einer ernsten, unglücklichen, hoffnungslosen Liebe zur Hülle dient; seitdem sie begreift, daß bei dieser Natur gewöhnliche Heil- und Auskunftsmittel fruchtlos bleiben würden; daß nur die zarteste Aufmerksamkeit, die ausdauerndste Verehrung eines liebenswerthen Mannes nach und nach dahin gelangen könnten, Mathilden ihrem eigensinnigen, geheimgehaltenen Herzens-Kultus abwendig zu machen! — seitdem fängt sie auch an zu begreifen, daß ihre in Mühlhaus erklügelten, auf Hermann's Apathie gegründeten Pläne unausführbar, — ja noch mehr: daß sie einer solchen edlen und durch Entsagung geheiligten Treue gegenüber fast ruchlos sind.

Deßhalb hat sie gänzlich den Faden verloren und die weltkluge, schlaue und gewandte Frau sieht sich in einem Labyrinthe ohne Ausweg. Der Widerstand, den ihr der junge Graf hätte entgegenstellen mögen, den sie durch hundert kleine Intriguen und Kabalen beseitigen zu können gehofft, dünkt ihr jetzt Nebensache, wo sich ein wahrscheinlich nie zu beseitigender in ihrer Tochter Herzen erhebt; in einem Herzen, welches wie weiches Wachs nach ihrer Willkür formen zu dürfen sie gewähnt. Sie wußte sich keinen Rath mehr. Mit vollem Vertrauen von ihrer Tochter volles Vertrauen zu begehren, dazu mangelte ihr der Muth; ihr Bewußtsein sagte ihr, daß sie dergleichen nicht zu fordern habe von einem Kinde, welchem sie so lange fern und fremd geblieben, aus eitler Lust an eigener Jugendlichkeit, aus Gefallsucht. Dennoch lag ihr alles daran, zu erfahren, wer es denn sei, den Mathilde liebe, wie man einen Verstorbenen ewig lieben will? Ob der Geliebte denn wohl gar noch am Leben sei? Von diesen Umständen hingen die Versuche ab, die vielleicht noch angestellt werden sollten, dem abenteuerlichen Besuch in Eichenau Erfolg zu verschaffen? In dieser Angst war die Baronin auf den wundersamen Einfall gerathen, das Geheimniß durch Grafen Hermann erforschen zu lassen. Allerdings ein befrem-

bender Umweg für eine Mutter, ihren ehemaligen — wenn auch nicht Liebhaber, doch Verehrer zum Spione bei der Tochter auszuersehen, — und zwar in bester Meinung, mit redlichen Absichten. Doch das ist der Fluch der Lüge! Wer ein ganzes Leben damit hingebracht, die Regungen seines besseren Ich konventionellen Förmlichkeiten unterzuordnen, sich und alle Welt zu täuschen, zu lächeln, wo er vor Wuth oder Schmerz aufschreien möchte, zu verschweigen, was in ihm tobt, zu reden, was er nicht empfindet, der wird, wenn er endlich die Wahrheit sucht, diese nur auf Schleichwegen verfolgen, und wird immer noch der Lüge bedürfen, will er in Wahrheit ein gutes Ziel erreichen!

Die Stjernholm hatte darauf gerechnet, den jungen Grafen, — (daß er allein sei, wußte sie, denn sie hatte Mathilden aus dem Glashause gehen sehen) — in seiner üblichen ironisch-matten Frivolität zu finden. Dieser wollte sie sich bedienen, ihn aufzustacheln durch allerlei ebenso frivole Neckereien, als etwa: „Er suche nun wohl bei der Tochter nachzuholen, was er bei der Mutter versäumt? Aber da sei er schlecht berathen; Mathilde trage eine romantische Liebe in der Brust, und niemand wisse für wen? Das wäre eine passende Aufgabe, und des

feinsten Diplomaten würdig, sie reden zu machen, ihr das Geheimniß zu entlocken! Und so weiter."

Diesen Ton mit Grafen Hermann anzuschlagen, war sie entschlossen gewesen. Wie erstaunte sie nun, der Elegie zu begegnen, wo sie auf Satyre und Epigramm gerechnet. Er vermochte nicht einzustimmen, wie sie begann. Die kürzlich vergangene einsame Viertelstunde klang nach — sein milder Ernst rührte sie — was sie sprechen wollen, verwandelte sich auf ihren Lippen — Eins verwunderte sich über das Andere — dennoch gefielen sie sich besser, als gestern, wo sie sich in sarkastischen Bemerkungen überboten. Was ist's mit ihr? Was ist's mit ihm? fragten er und sie sich innerlich und wußten sich keine Auskunft zu geben.

Hermann war der Erste, sich zu besinnen, daß er aus seiner Rolle gefallen sei, daß auch die Baronin die ihrige nicht mehr festhalte?

Er sagte das mit klaren Worten. „Was geht," fragte er, „mit uns vor, schöne Frau? Haben wir beide vergessen, können wir vergessen, wie wir uns getrennt haben? Wollen wir's?" —

„Nein," rief sie mit einem Aufschwung ihres besseren Wesens, „das dürfen, das wollen wir nicht. Ich gewiß nicht. Denn ich weiß, als ob es heute

gewesen wäre, was ich Ihnen scheidend sagte: ‚Vielleicht schlägt Ihnen noch einmal die Stunde des Erwachens? Vielleicht bemächtiget sich Ihrer noch eine edle Liebe? Liegt es dann in meiner Macht, Ihnen förderlich zu werden? Kann ich etwas für Ihr Glück thun, — sei es noch so schwierig, — dann erinnern Sie sich dieses Abends und gebieten Sie über mich.‘ Ich werde nie vergessen, daß dieß mein Lebewohl für Sie war. Vergessen Sie's auch nicht."

„Was meint sie denn?" fragte er vor sich hin, lange nachdem sie ihn verlassen, und er im Dunkel des Zitronenlaubes wieder allein saß. „Hat Mathilde ihr anvertraut . . . Bezieht sie sich darauf? . . . . Nein, das nicht. Ihrer Mutter öffnet dieß Mädchen die Tiefen ihrer Brust nicht. Dazu müßte die Mutter eine Andere sein, — und die Tochter auch. Die ist kein gewöhnliches Mädchen. Das steht fest. 's ist nichts, gar nichts, als ein gewöhnliches Spiel der Koketterie. Weil sie nicht mehr mit sich locken kann, ihrer Jahre wegen, verkauft sie mit der Tochter. Da es ihr nicht gelang, Majoratsfrau zu werden, möchte sie Majoratsschwiegermutter sein. Was bin ich für ein Thor, mich von den alten Zitronenbäumen und ihrem Geflüster in Leichtgläubigkeit lullen zu lassen?

Wo blieb mein höchstes Gut, mein unerschütterlicher Skeptizismus, der Grundpfeiler irdischer Behaglichkeit und Ruhe? Es ist Zeit, daß ich dem Glashause Valet sage, — wo möglich für immer."

Und dabei machte er keine Bewegung aufzustehen. Wie festgebannt blieb er sitzen. Was hielt ihn denn zurück? Wer ihm recht nahe gestanden, wer aufmerksam die manchmal zuckenden Lippen beobachtet hätte, würde vielleicht gehört zu haben glauben, daß er lispelte: „Ob sie meine Briefe wirklich nicht gelesen hat?"

Dann wieder mag ihm durch den Kopf gegangen sein, wie doch Tante Barbara ihn ahnen lassen, daß bei Prudents ein Herzchen für ihn poche, welches er schonen solle? Und dieses Herzchen hätte nicht darauf gepocht, den Inhalt so zierlicher Zuschriften kennen zu lernen?

Und dadurch wieder trat ihm die Aebtissin, die ehemalige Vermittlerin all seiner Zweifel und Bedenklichkeiten, wie aus einer Gruft hervor, und er fragte sich selbst: „Ist es nicht unbegreiflich, daß wir seit Jahren nichts von einander vernehmen? Wie sind wir denn eigentlich auseinander gekommen?"

Und so sann und sann er, bis er endlich wieder auf den Ausgangspunkt, bis auf die Stunde kam,

die er in diesen Räumen mit dem alten Gärtner zugebracht.

„Der Wiesner lebt wohl nicht mehr? Ich besinne mich nicht, in diesen Tagen ihn gesehen zu haben?“

Nachdem Hermann Graf Eichengrün diese Frage halblaut an sich selbst gerichtet, war es ihm, als schüttelten sämmtliche Bäume des Hauses ihre Häupter; als flüsterten ihre Blätter zu ihm hernieder: „Schäme Dich, Sohn Deines Vaters! schäme Dich, Liebling der treuen Barbara! Unsern Pfleger, den Freund Deiner ersten Kindheit, den armen Wiesner konntest Du vergessen? Schäme Dich, Graf Eichengrün!“

Gewiß verstand er, was sie ihm zuriefen, denn er schaute zu ihnen empor und redete sie an, — so versunken war er in Erinnerungen, — sprach gleichsam zu ihnen: „Weßhalb sah ich ihn nicht? Alle meine Diener stellten sich mir vor? Weicht er mir aus?“

Aber die Blätter schwiegen. Er empfing keine Antwort.

Er entsetzte sich vor der dumpfen Stille im hohen großen Raume, wo seine Selbstgespräche traurigen Wiederklang gaben; wo nur die kleine Quelle

in wehmüthigem Rieseln eintönig plätscherte, die durch den steinernen Mund eines Delphins geleitet, den tiefen Wasserbehälter füllte, und nach wie vor ihr Klagelied um die verlorene Freiheit an sinnend herabhängende Schlingpflanzen richtete.

Wie oft hatte Hermann als Knabe bei diesem großen Marmorbecken gespielt; wie oft in seinen kleinen Händen den Strahl des reinen Bergquells aufzufangen versucht, oder vom gutmüthig-brummenden Wiesner sich Erlaubniß erbeten, einige Frösche, Eideren und Wasserkäfer, die er Gott weiß wo zusammengeholt, dort herumschwimmen zu lassen! Wie tüchtig aber hatte der ehrliche Gärtner ihn ausgescholten, als er auch einmal unternahm, einem jungen Seidenhasen Lektionen im Schwimmen zu ertheilen, und hatte ihm eingeschärft, daß jede Marter, einem wehrlosen Thiere unnütz bereitet, des Menschen eigenes Herz verhärte; daß es ruchloser Uebermuth sei, zu quälen; daß nur schlechte Menschen Freude daran fänden; daß solche Menschen nicht selten zu Mördern würden!

Und wie gehorsam hatte sich der kleine Hermann diesen warnenden Lehren gefügt; wie bereitwillig hatte er den Sprößling weißer Kaninchen am eignen Röckchen abgetrocknet und den Eltern wieder

in den Pferdestall geliefert; wie zärtlich hatte er den mitleidigen, sanften Blumenpfleger umschlungen, mit der hundertmal wiederholten Versicherung: er wolle ja wahrhaftig kein Mörder werden, sondern allen Thieren Gutes erweisen nach Kräften, und allen Menschen auch; besonders aber seinem lieben, lieben Gärtner! und dieser möge nur schon das einzigemal reinen Mund halten, und ihn nicht verrathen, und niemandem ausplaudern, wie niederträchtig grausam er an bewußtem Kaninchen gehandelt habe. Denn ihm sei wohl bekannt, daß solche Thiere nicht ins Wasser gehörten.

Jenes Auftrittes gedenkend, war Graf Hermann dem Bassin ganz nahe getreten und lauschte auf des rieselnden Wassers Geplauder. Diese Stelle ist die dunkelste im Hause. Ein Winkel, von Bäumen umwölbt, durch deren Kronen kaum ein Schein des Tages dringt. Wer aus hellerem Lichte in die Dämmerung kommt, sieht anfänglich fast gar nicht. Deßhalb sah Gärtner Wiesner seinen neuen Gebieter auch nicht, als er jetzt, in der Meinung, die Luft sei rein und ‚keine Herrschaften' mehr zugegen, seine Gießkanne dort zu füllen kam. Der Graf erblickte ihn und rief ihn an.

Der Greis ließ die Gießkanne zu Boden fallen.

„Lebst Du wirklich noch, Wiesner?“

„Leider, gräfliche Gnaden!“ — das war seine ganze Antwort, und er bückte sich, die Kanne wieder vom Boden aufzuheben. Dabei wankte er und mußte sich am Rande der steinernen Wanne festhalten.

Hermann nahm statt seiner die Kanne auf. Wiesner griff danach mit beiden Händen. „Allzugnädig,“ sprach er, und wollte sich entfernen.

Der Graf hielt ihn zurück: „Ihr seht müde aus und krank, Alter; Ihr solltet Euch schonen.“

„An mir ist nichts mehr zu schonen; die Uhr lief ab. Noch etliche Sekunden, dann steht sie still.“

„Was kann für Euch geschehen, Wiesner? Soll ich nach einem Arzte schicken?“

„Daß ich nicht wüßte. Habe nie dergleichen gebraucht, immer selbst an mir gedoktert, mein Lebenlang; zum Sterben brauch' ich keine Hilfe. Wollen sich aber Seine gräfliche Gnaden wirklich noch einmal für mich bemühen, dann würd' ich dankbarlichst annehmen, daß Sie an unsere Frau Abbatissin, Tante Barbara schrieben und ihr meldeten: ‚der Wiesner läßt sagen, es ginge zu Ende!‘ Sie wird dann schon wissen, was zu thun ist. Bezieht sich

auf ein Abkommen zwischen ihr und mir. Aber ein Bißchen geschwind reiten muß der Expresse, sonst wird's zu spät. Und käme unsere Tante nicht, so hätte ich an Grafen Hermann vor meinem Tode noch eine Bestellung von ihr auszurichten." —

„Der Brief soll in einer halben Stunde unterweges sein," sagte Graf Hermann, und verließ das Glashaus.

Er hielt sein Versprechen. Es war noch keine halbe Stunde vergangen, als ein Stallknecht zum Schloßthore hinaus jagte.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wenn unter vier Personen die gegenseitige Spannung und theilweises Mißtrauen einen so hohen Grad erreicht hat, wie es dermalen in Eichenau geschah, so müssen die unerläßlichen Stunden geselligen Vereines, namentlich bei Tafel, zu wahren Prüfungsstunden werden. Die Stjernholm sowohl, als Graf Eichengrün legten jedes Wort auf die Wage, um nur ja nicht anzustoßen; Hermann suchte sein Heil in hartnäckigem Schweigen; und Mathilde warf sich, um nur gewiß nicht die Grenzen strengster

Zurückhaltung gegen ihn zu verletzen, in eine fast gemachte Lebendigkeit und zuthunliche Aufmerksamkeit für den alten Herrn. Die Art, wie dieser dergleichen aufnahm und erwiederte, sollte und konnte allerdings für ein Bestreben gelten, Hermann's kalte Gleichgiltigkeit anzufeuern; aber es athmete daneben doch auch aufrichtiges inneres Behagen daraus hervor, und die Baronin glaubte sehr bald wahrzunehmen, daß Seine Exzellenz ernstlich Feuer fange. So begab es sich denn, daß bei ihm, wie bei Mathilden Spiel und Wahrheit sich verbanden: bei ihm, wo es ihren Reizen, bei ihr, wo es seiner Tüchtigkeit als Landwirth, seinem Wirken in und für Eichenau galt. Da sprach aus ihr Lust an der Sache, die sie durch Schmalkow's Einwirkung und Beispiel in sich ausgebildet; es sprach ihre anerkennende Verehrung für den alten Grafen; es sprach nicht minder ein Gelüsten, dem jungen gelegentlich zur Kenntniß zu bringen, wie weit er hinter seinem Vater zurückstehe.

Setzte sich dann der neue Majoratsherr wider die ihm zugedachten Bitterkeiten zur Wehr und wurde dabei auch er bitter gegen Mathilden, so glaubte Graf Ulrich versüßen zu müssen. Die Baronin aber fing an, sich in ihren Hoffnungen zu befestigen, daß, weil

der Abgelebte, Gleichgiltige, doch noch empfindlich werden, ihm folglich auch diejenige, die ihn kränke, nicht völlig gleichgiltig sein könne. Und daß sie, trotz ihrer wohlverwahrten, verheimlichten Korrespondenz und ‚ewigen Liebe‘, eine mehr als gewöhnliche Theilnahme für ihren Gegner haben müsse, weil sie sich sonst gar nicht die Mühe geben, ihn zu ärgern und anzugreifen; ja, weil sie sonst unmöglicherweise dem alten Herrn so seltsame Avancen machen würde. Denn daß die feurige Apologie des Landlebens, des großen, einflußreichen Besitzes, aus ihrer Tochter innigster Ueberzeugung von deren Lippen strömen könne, das begriff die verhärtete, eingefleischte Stadtdame durchaus nicht. Gleichwohl war es Mathildens aufrichtige Meinung, als sie auf Hermann's spöttische Frage, was sie denn eigentlich davon wisse und kenne, nicht ihm, sondern seinem Vater, an den sie sich wendete, zu erwiedern eilte: „Freilich kenn' ich diese Verhältnisse nur im kleinen, wie ich sie bei meinem Oheim sah. Doch läßt sich's leicht in größere übertragen, und ich bin wohl im Stande, mir ein Bild des ‚guten eichenauer Grafen‘ zu entwerfen. Wohin er sich wendet, sieht er Thätigkeit, Fleiß und Eifer durch seinen Willen belebt, durch seine Gegenwart ermuntert, durch seinen

Antheil belohnt. Jede Stunde des Tages wird von nützlichen Arbeiten ausgefüllt, deren Ertrag aller Welt zugute kommt. Kein Unterschied des Standes macht sich geltend, wo der Einwohner niederer Hütte für den Gebieter des stolzen Schlosses wirkt und schafft; wo dieser ihm zu Danke verpflichtet bleibt für willig-geleistete Dienste. Der hochgeborene Herr, den geselliger Zwang oftmals von seinesgleichen scheidet, plaudert gern mit dem letzten der Ochsenknechte, der hinter dem Pfluge schreitend ihm sein „Grüß Gott!“ zunickt. Ohne Scheu darf der Nothleidende ihn ansprechen: „Gebt mir Brot!“ denn er weiß, er empfängt seinen Hunger zu stillen. Jedes Kind fletscht die gesunden weißen Zähne und zeigt mit dem Finger nach ihm: „Unser Graf!“ Dort findet er anzuordnen, hier zu schlichten. Dort gibt ein erfahrener Vogt Einwendungen kund wider des Gebieters Meinung, und läßt sich nicht irremachen, bis dieser zuletzt einstimmt: ‚In Gottes Namen, mein Alter, Du magst es besser verstehen!‘ ‚Und wie wär's, wenn wir's lieber s o einrichteten?‘ fragt ein erprobter Schäfer. ‚Und das geht mein Lebtage nicht,‘ wagt ein Verwalter auszurufen, der schon beim ‚Seligen‘ mitreden durfte. Und die Dirnen des Dorfes stoßen Eine die Andere mit dem Ellbogen an: ‚Aber

unser Graf muß einmal ein schmucker Bursch gewesen sein, Grethe?' — ‚Na, Hanne!' erwiedert die Grethe. — Und da jagt der Fleischer aus einem Nachbarstädtchen mit seinem Einspänner hinterher, sich zu beklagen, daß der Oberverwalter den Mastochsen durchaus nicht zum vorjährigen Preise geben will! Und der Herr spricht: ‚Damit laßt mich ungeschoren, das thut untereinander ab.' Und er hüllt sich in seinen abgetragenen Mantel, der reiche Mann, — jeder Häusler hat einen besseren, — und läßt austraben, damit er heimkommt, ehe jene finstre Wolke sich gänzlich auf ihn ausschüttet. Im Kamine lodernd begrüßt ihn helles freundliches Feuer am eigenen Herd . . . ."

„Und eine Gattin," fiel der alte Graf ein, „die solches Glück zu schätzen weiß, wollen Sie sagen? Diese Vervollkommnung der Freude am Landleben habe ich lange entbehrt. Ja, wär' ich jetzt noch zehn Jahre jünger!"— Hier traf ihn ein Blick der Baronin, und verlegen fuhr er fort: „Aber mich erwartete niemand am Kamine . . . deßhalb entsagte ich dem Dasein, welches Sie so lebhaft schildern. Sie sind geboren dafür, Mathilde! O, Sie wären kapabel, mit auf die Jagd zu gehen!"

„Nein, theurer Graf, so weit versteigen sich

meine ländlichen Neigungen nicht. Tödtende Waffen gebühren dem Manne allein. Des Weibes Waffe bleibe milde Sanftmuth und bescheidene Bitte. Doch während Er dunkle Gründe durchzieht, mit aller Anstrengung seiner Kräfte die Beute zu erreichen, die nur mühsam errungen rechte Freude gewährt, — träume Sie im Schatten rauschender Bäume, auf knisterndem Waldmoose wandelnd, von jenem heiligen Frieden, den irdischer Verkehr uns raubt, den Gott in der Natur uns wiederschenkt. Von dem himmlischen Frieden reiner Kinderzeit. Werfe sie von sich, was Zweifel, Schmerz, oder Sorge heißt, damit sie freudigen Herzens und heiteren Angesichtes den Freund empfange, der . . . .“

Sie verstummte.

Die drei Zuhörer deuteten ihr Schweigen verschieden. Ihre Mutter vermuthete, sie denke an denjenigen, dessen Zuschriften das Portefeuille verwahrte.

Graf Ulrich war nahe daran, den ‚Freund‘ auf sich zu beziehen

Hermann bemühete sich, die Gefühle, die in ihm aufleben wollten, durch den Gedanken niederzuhalten: „Sie kokettirt, wie ihre Mutter sie gelehrt; hat sie doch meine Briefe nicht gelesen.“

Durch ähnliche Gespräche nahm die Unbehaglichkeit der langen Herbstabende, wo man sich nicht gut ausweichen konnte, empfindlich zu und es erschien allen davon Betroffenen tröstlich, als Lobesam Besuche anmeldete: „Einige Herren aus der Provinz, die Seine Exzellenz um eine Jagdpartie anzusprechen kämen."

Verbindlich wies Graf Ulrich den Haushofmeister, (der streng genommen es nicht mehr war,) an den jetzigen Gebieter, und wie dieser sich nach den Namen der anzumeldenden Gäste erkundigte, und wie Lobesam erst zwei völlig unbedeutende Herren, zuletzt aber Grafen Heide nannte, da verfinsterte sich des Vaters Gesicht, und die Baronin erröthete flüchtig.

„Ich kenne diese Herren durchaus nicht," sagte Hermann.

„Ich kenne sie, zumal den letztgenannten," sagte Graf Ulrich. „Auch Baronin Stjernholm kennt ihn!"

„Dann ist er mir mit seinen Begleitern natürlich sehr willkommen."

Der Haushofmeister ging, das edle Trifolium einzuführen.

Wollten wir sagen, Graf Heide habe ein schlechtes Gewissen gehabt, und sich aus Scham wegen

seiner noch nicht bezahlten Ehrenschuld, oder auch um seine übermüthig-eitlen Absichten auf Baronin Stjernholm zu maskiren, die beiden Begleiter auserlesen, dann müßten wir ihm schmeicheln. An die Schuld dachte er ebensowenig, als Graf Ulrich daran dachte; eine Vergeßlichkeit, die dem Schuldner nicht weniger Schande, als sie dem Gläubiger Ehre bringt. Und was zarte Rücksichten in sogenannten Herzensangelegenheiten betrifft, pflegte er von sich selbst zu rühmen: darin besitze er ein Gewissen wie ein Jagdhund. Die Baronin war ihm in Stahlbrunn durch die ‚Lappen gegangen‘. Als er nun Wind bekam, daß sie sich in Eichenau aufhalte, beschloß er, ‚seinem alten Gönner ins Haus zu rücken‘, und um sich dabei nicht ‚allzusträflich zu ennuyiren‘ (denn fortdauernd könne man doch nicht cour schneiden) brachte er sich zwei ‚passable Whistspieler‘ mit. Der Eine ist kein anderer, als der uns schon bekannte Brunneninspektor von Gluckammer, den der Oktober seiner Funktionen enthebt bis zum Frühling; der Zweite ist ein Nachbar des Majorates, ein kleiner Gutsbesitzer, ein Herr von Wildowatzki, der bisweilen auf Schloß Eichenau einspricht, Seine Exzellenz dankbarlichst verehrt, und jetzt versuchen will, sich dem etwas gefürchteten Nachfolger ‚zu Gnaden zu empfehlen.‘

Die Anwesenheit Mathildens, von deren Existenz er keine Ahnung gehabt, frappirt den Grafen Heide außerordentlich. Doch ist ihre anmuthsvolle Jugendlichkeit durchaus nicht geeignet, in seinen Augen die Mutter zu überstrahlen. „Das ist Eine von denen, womit nichts anzufangen ist!" raunt er dem nach jeder Seite hin servilen Gluckammer zu, und beginnt wieder seine in Stahlbrunn schon versuchten Manoeuvres mit der ‚reifen Schönheit, die comment versteht!' So beliebte er sonst schon, die Stjernholm betreffend, sich auszudrücken; hatte sich seitdem auch allerlei Erkundigungen über den Ruf des ‚superben Weibes' eingeholt und war mit der Zuversicht in den eichenauer Schloßhof gefahren, ‚sich nicht ein zweitesmal plantiren zu lassen.' Ihm entging, daß die Baronin eine Andere geworden, daß unterdessen mächtige Umwandlungen in ihrem innern Dasein vorgegangen! Wie hätte er dergleichen wahrnehmen sollen! Für gewisse Menschen sind gewisse Seelenzustände nicht vorhanden. Was ihnen ewig fremd bleiben wird, ihr eigenes Sein anlangend, auf welchem Wege sollten sie es an Andern entdecken und finden? Werden sie, — um einen sehr niedrigen Ausdruck zu gebrauchen, — mit der Nase darauf gestoßen; das heißt, können sie's nicht ignoriren, weil es ihnen zu

bestimmt entgegentritt, dann legen sie Motive unter, die ihnen eben am geläufigsten waren: sie wittern Heuchelei. In diese vermummt, und fest entschlossen, ihr die Hülle abzustreifen, wähnte Graf Heide Baronin Stjernholm; was er denn auch seinem Vertrauten, von Gluckammer, keineswegs vorenthielt.

Lobesam, durch den jungen Grafen befehligt, die Funktionen eines major domus fürs erste noch fortzusetzen, — (denn es lag dem an sich und seinem Sollen und Wollen bereits irregewordenen Hermann viel daran, des Vaters 'Rückzug ins Waldschlößchen solange wie möglich hinausgeschoben zu sehen!) — hatte den drei Herren drei mit einander korrespondirende Zimmer in der Reihe der Jagd- und Fremdengemächer angewiesen. Nach dem Souper war durch Seine Exzellenz der Aufbruch beschleuniget worden, und weder die Damen, noch Hermann schienen böse darüber, von der Folterqual des Zusammensitzens zeitig erlöset zu werden. Auch die drei Jagdlustigen zogen sich gern zurück, weil morgen früh aufzustehen und rasch aufzubrechen verabredet war. Beide Grafen, Vater und Sohn, drangen darauf. Ihre Zusage, dem (in aller Hast angeordneten) Treiben beizuwohnen, klang beinahe, als wollten sie sich gegenseitig vor Mathilde hervorthun

und überbieten, was der Baronin nicht entging, und ihr zu denken gab.

Um Herrn von Wildowatzki bekümmerte sich Heide nicht viel. Er ließ ihn ungehindert zu Bette gehen, verflocht aber den ebenfalls sehr schläfrigen, sein Gähnen mühsam verbergenden Gluckammer noch in ein breites Geschwätz, ohne zu erwägen, daß nur eine Thüre sie von ihrem Begleiter trennte, und daß dieser, wenn er nicht fest schlief, jede Silbe hören mußte.

Auf seine Weise ließ er sich nun über die eichenauer Zustände aus:

„Das ist hier ein famoser Durcheinander, und recht wie für mich geschaffen, um im Trüben zu fischen. Der Alte hat in Stahlbrunn nicht anbeißen wollen, ist ausgerissen, — wozu ich das Meinige beigetragen zu haben, mich rühmen darf, — jetzt gabelt sie diese Tochter auf, Gott weiß wo und wie? und wie viele sie dergleichen noch in Vorrath haben mag? Dieses einfältige Ding bringt sie dem neuen Majoratsherrn aufs Schloß, zum Danke, daß er ihr seine ersten Jünglingsjahre gewidmet, und wird die ‚ewige Jugend‘ des Papa's dahintreiben, daß er nun die Tochter statt der Mutter heiratet, aber erst, nachdem sie dem Sohne verkuppelt war. Haben Sie nicht

dieses Kreuzfeuer aus acht Augen bemerkt, die schon gar nicht mehr wissen, wohin sie blicken und schielen sollen? Es ist ein tolles Weibsstück, diese Stjernholm; doch gerade deßhalb macht sie mich auch toll. Ich lasse nicht mehr los; jetzt ist sie mein, und sollt' ich einen Monat hier festliegen!"

Gluckammer, sowie er mit den Vertretern der pietistischen Partei, (die in der Provinz nicht ohne Bedeutung und in der Residenz nicht ohne Anhalt war,) nach Kräften gern frömmelte, sparte besten Willen ebensowenig, wenn frivole Kumpane ihm nahelegten, in ihr Horn zu stoßen; vielleicht auch ging ihm letzteres leichter und natürlicher vonstatten, als das erstere. Doch was ihm Graf Heide da in nuce dargeboten, übertraf an gräulichen Voraussetzungen und lästerlicher Anklage des armen Brunneninspektors Fähigkeiten und rechtschaffensten Willen ruchlos zu erscheinen, und mit den Wölfen zu heulen. Soweit war er im Raffinement noch nicht gediehen, soweit hatte seine Einbildungskraft sich noch nicht verstiegen. Er streckte die Waffen, bekennend, daß er den Sinn der Mittheilung nicht recht begreife, und daß er mit Aeltern, respektive Kindern nicht ins klare komme? Dieß Bekenntniß gab dem Lästerer Veranlassung ausführlicher zu sein, und er

vermischte soviel wahres mit lügenhaften Erfindungen, daß ein furchtbares Gewebe von Abscheulichkeiten daraus wurde. Gluckammer hätte gern ein Bißchen geschaudert; Heide aber fand die ‚Geschichte delicios‘ und brachte den nachgiebigsten aller Ja-Herren endlich dazu, sie ebenfalls delicios zu finden; als mit welchen Delicen sie um Mitternacht ihr Lager bestiegen.

Zwei Tage wurden mit Treibjagden, die Abende mit Kartenspiel zugebracht, an welchem auch die Baronin theilnahm. Mathilde hielt sich fern und zeigte sich kaum, wodurch Graf Ulrich unruhig, ungeduldig wurde und die Gäste loszusein wünschte. Er wendete sich deßhalb im Stillen an seinen ‚Herrn Nachbar‘ Wildowatzki, der als bescheidenes kleines Gutsbesitzerchen durch diese Anrede sich beschämt fühlte. „Er käme sich,“ versicherte er, „mit seinem Landgütchen neben der Majoratsherrschaft Eichenau nicht anders vor, wie eine Maus, die neben einem hohen Vollblutpferde laufend, von diesem scherzweise und herablassend Kamerad genannt würde; Vierfüßler wären allerdings beide; und ebenso wie die Maus möglicherweise Gelegenheit fände, dem edlen Rosse ihre Anhänglichkeit und Verehrung durch einen kleinen Dienst zu beweisen, so schätze auch er sich glücklich,

Seiner Exzellenz einen Beweis von Ergebenheit zu liefern. Umsomehr, als ihn schon seit etlichen Nächten etwas bekümmere, und ihm seinen sonst so gesunden Schlaf raube.“ Da erklärte er denn, daß Schloß Eichenau einen Verräther beherberge, und rückte mit allem heraus, was er wider Willen mitanhören müssen.

Es that dem alten Grafen wohl, nach den Kämpfen und widerstreitenden Gefühlen der letztvergangenen Monate, nach so manchen, wenn auch zarten und lieblichen, doch darum nicht minder quälenden Erregungen dieser Tage, nach so verschiedenen Empfindungen von Liebe, Groll, Besorgniß, Reue, Zorn, wieder auflodernder Jugendlust, nun auf einmal jegliche Kraft seiner Seele in ein bestimmtes Wort konzentriren zu können, und das hieß: Rache!

Er bedachte nicht, welchem Gegner es galt! Ueberlegte nicht, wie höchst wahrscheinlich bei einem Zweikampfe mit dem als Duellant berüchtigten, jeder Waffe meisterlich mächtigen Heide, er den Kürzeren ziehen würde. Er sah nur den niederträchtigen Verläumder, den frechen Lügner, dem sogar Mathildens Ehre nichts gegolten. Sich mit diesem zu messen, dünkte dem Grafen Eichengrün schon soviel, als entschiedener Sieg, möge es auch im Tode sein!

Und es ist und bleibt wahr, trotz jedem göttlichen und menschlichen Gesetze, trotz jedem Vernunftgrunde wider den Unsinn des Zweikampfes, — es kann Stimmungen geben, wo der edelste Mann, der menschlichste Mensch förmlich nach Blute dürstet, — sei es auch nach seinem eigenen.

Graf Ulrich nahm dem Nachbar Wildowatzki das Ehrenwort ab, seinem Sohne Hermann die Sache geheim zu halten, bat ihn sein Sekundant zu sein, und übertrug ihm die Anordnungen für den nächsten Morgen. Zugleich ließ er dem von Gluckammer bedeuten, dieser möge sich nicht im geringsten geniren, als Heide's Sekundant zu erscheinen. Wenn der Geforderte, wie nicht zu zweifeln stand, Pistolen erwähle, so habe Wildowatzki seitens des Grafen einzuwilligen unter der Bedingung, daß Kugeln gewechselt würden, bis Einer von Beiden ernstlich verwundet sei; „denn," setzte Graf Ulrich hinzu: „um Spaß ist mir's nicht zu thun."

Niemand im Schlosse durfte eine Ahnung dieser Vorgänge haben, und hatte sie auch nicht, — außer Lobesam, der ein allzugeübter Beobachter war, um sich etwas entgehen zu lassen. Ihn frappirte erstens das plötzliche Abbestellen der auf morgen schon festgesetzten dritten Treibjagd und der damit verbun-

dene Befehl, zwei Equipagen bereit zu halten, weil Seine Exzellenz die drei fremden Herren nach dem Waldschlößchen führen wollte.

Zweitens machte ihn der Büchsenmacher stutzig. — Doch das bedarf einer kurzen Erläuterung.

Es wohnte im Dorfe Eichenau ein Büchsenmacher, dem der Graf freie Wohnung und Deputat gewährte, wofür der geschickte Mann sämmtliche Reparaturen fürs Schloß zu liefern verpflichtet war, und sich dabei, da er fürs ganze große Forstpersonale der Herrschaft arbeitete, sehr gut stand. Der Mensch war in seiner Art ein Genie, ein Tausendkünstler, und außerdem, wie Leute dieser Gattung nicht selten, ein Feinschmecker; hauptsächlich trachtete er nach Wild und leitete die Berechtigung dazu von seiner Profession her, ohne welche, wie er mit Recht behauptete, nicht viele Hasen und Rehe, noch weniger jagdgerechtes Geflügel eingeliefert werden dürfte. Die Verwaltung des Wildpretverkaufes gehörte vonjeher in das Departement des Haushofmeisters, der sich des Verkaufes en gros wegen mit den Händlern der nächsten Stadt in stetem Verkehre hielt, und nur ausnahmsweise einzelne Stücke an Ort und Stelle abließ, was immer eine besondere Vergünstigung blieb.

Diese zu genießen, sparte der Büchsenmacher keine Aufmerksamkeit für Herrn Lobesam.

Heute kam er, um zwei Hasen zu bitten.

„Was fällt Ihnen ein," fragte der Haushofmeister, „Sie haben erst gestern einen gehabt?"

„O, theuerster Gönner, an dem war nichts!"

„Sind Sie unklug? Es war ein Prachthase; ein Kerl wie ein Reh!"

„Aber fürchterlich zäh; nicht zum zerbeißen; es muß ein uralter Rammler gewesen sein, lieber Herr Lobesam!"

„Nicht möglich! Seine Exzellenz hatten ihn ja mit eigenen Händen geschossen!"

„Kann er deßhalb nicht an Zähigkeit gelitten haben? Oder wir vielmehr an der seinigen? Es ist so, auf mein Wort. Sogar meine Jungen würgten ihn kaum hinab."

„Dem sei wie ihm wolle, Meister; heute kann ich nicht mehr in die Wildpretkammer kriechen. Warum sind Sie nicht früher gekommen? Es ist ja Nacht."

„Ich dachte, weil ich einmal auf dem Schlosse war, — aus eigenem Antriebe hätte ich Sie nicht inkommodirt, — doch da der Walter mich rief, vor einer Stunde . . ."

„Der Jäger Walter hat Sie gerufen? Meines Grafen Büchsenspanner, Herr Büchsenmacher? Hinter meinem Rücken? Was heißt das?"

„Ein strenges Geheimniß, Herr Haushofmeister!" Dieß hörend griff Lobesam nach der Wand und nahm das Schlüsselbund herab, welches Wildpretkammer, Eiskeller und Zugehör sperrte:

„Ein Geheimniß im Schlosse Eichenau, für mich?"

„Eigentlich auch für Sie, so gut, wie für den jungen Herrn!"

Lobesam klapperte mit den Schlüsseln: „Es sind auch noch zwei Paar Rephühner übrig" . . . der Büchsenmacher beleckte sich die Lippen und folgte dem Haushofmeister. Als beide aus dem Eiskeller zurückkamen, trug jener einen Hasen und vier Hühner heim; dieser wußte, daß der Jäger mit des Grafen Pistolenkasten beim Büchsenmacher gewesen war, damit die lange nicht gebrauchten Waffen gereiniget würden. Diesen Befehl hatte der Meister eiligst erfüllt und den Kasten sogleich zurückgebracht.

Mehr bedurfte es nicht, des Haushofmeisters Argwohn zu erregen; die Erinnerungen an Stahlbrunn, die Anwesenheit der Baronin, das unerwartete Eintreffen des zudringlichen Heide — Eines kam zum andern: Lobesam witterte ein Duell. Er

schlich sich nach seines Herrn Arbeitszimmer, warf im Vorgemach dem dort harrenden Jäger einen Blick voll Zorn, Verachtung — und Neid zu, ließ sich durch die Bemerkung „Seine Exzellenz hätten nothwendig zu schreiben!“ nicht zurückhalten, machte von seinen durch die Zeit geheiligten Vorrechten Gebrauch und drang ein. Wirklich saß Graf Ulrich am Schreibtische, verschiedene Papiere, theils vollendete, theils begonnene Briefe lagen vor ihm. Lobesam machte sich auf einen Ausbruch von Heftigkeit gefaßt, weil er zu stören wage — doch davon erfolgte nichts. Ruhig und freundlich drehte der Graf den Kopf nach ihm, ohne die Feder wegzulegen und fragte: „Was gibt's, mein Alter?“

„Exzellenz, der Büchsenmacher . . .“

„Ah, hat er meine Pistolen gebracht? Das ist gut. Wir wollen nach der Scheibe schießen. Morgen um acht Uhr zwei kleine Wagen, dabei bleibt es: einer für Graf Heide und Herrn von Gluckammer; einer für Herrn von Wildowatzki und mich. Den Grafen Hermann dürfen wir so früh nicht bemühen; er hat bei den Jagden schon das Unglaubliche geleistet. Gute Nacht, Lobesämchen; ich habe noch zu schreiben: die Briefe müssen morgen zur Post!“

Lobesam ließ sich täuschen. Er zog sich beru-

higet zurück, gab im Vorübergehen dem Jäger Walter noch etliche Verweise über verschiedene im vergangenen Jahre vorgefallene Versäumnisse und schritt sodann behaglich dem eigenen Wohngemache zu, daselbst der Ruhe zu pflegen. Doch so gut wurd' es ihm nicht. Nach und nach stiegen neue Besorgnisse auf. Die außergewöhnliche Sanftmuth des Grafen befremdete, beängstigte ihn: „Ich habe ihn am Schreibtische gestört, was er durch den Tod nicht leiden kann, und nicht ein einziges Schafskopf ist mir an meinen Kopf geflogen; nicht ein verdrüßliches Wort ist erfolgt. Das bedeutet nichts gutes! — Scheibenschießen? Beim Waldschlößchen? Wer schießt nach der Scheibe, wo die Waldungen und Felder von Wild wimmeln, mitten in der schönsten Jagdzeit? Faule Fische, faule Fische! Ich habe mich lassen an der Nase herumführen. Gott erbarme sich, was nun beginnen? Das Duell muß verhindert werden; der Schulden- und Händelmacher darf ja um des Himmels willen Seiner Exzellenz den Grafen Eichengrün nicht umbringen! An wen wend' ich mich? Wen zieh' ich ins Vertrauen?"

So jammerte Lobesam und erwog lange, verwarf den Grafen Hermann, verwarf die Baronin, blieb zuletzt bei Mathilden stehen: „Die soll's er-

fahren, jetzt gleich! die soll sich dazwischen stürzen! Lotte soll sie wecken! Es schickt sich nicht — aber Noth kennt kein Gebot!"

Schon warf er sich wieder in seine Kleider, um diese seltsame Idee auszuführen, da vernahm er das Rollen einer Kutsche im Schloßhofe. Und ehe er noch seinen Anzug ganz vervollständiget hatte, flog Einer der Hausknechte herein: „Ihre gräfliche Gnaden, die Frau Aebtissin!" Sie folgte dem Schreier auf dem Fuße:

„Guten Abend, Lobesam, wie geht's unserm Wiesner?"

„Schlecht genug, gräfliche Gnaden; seit gestern liegt er fest danieder, und das ist ein schlimmes Zeichen bei ihm; denn er ist ein harter Kunde, der sich nicht so leicht gibt. Aber welch eine Gnade Gottes, daß unsere Tante Barbara, nach so langer Abwesenheit, gerade heute!" . . . .

„Ich bin gekommen, dem alten Gärtner mein Wort zu lösen; aus keinem andern Grunde. Macht nicht viel Aufhebens, Lobesam. Bringt mich unter, daß ich hübsch allein sei, und von den Gästen nichts spüre. Meines Bleibens ist nicht lange hier! Die neue Wirthschaft ist nicht nach meinem Sinne. Viel Lärm im Schlosse? Wie? Was treibt mein Bruder?"

„Tante Barbara, es wäre gar viel zu erzählen. Dazu gibt es jetzt keine Zeit. Die Hauptsache drängt; das Wichtigste. Gott hat Sie uns gesendet: hier geht's auf Leben und Tod!"

„So ernsthaft? Dann redet, schnell. Ich habe keine Zeit zu verlieren, muß den Kranken sehen!"

Nun berichtete Lobesam, verworren zwar, doch für Tante Barbara verständlich genug, daß sie sich ein ziemlich klares Bild der Situation machen konnte. Als er bis zum gefürchteten Zweikampfe gelangt war, rief er ihre Vermittelung auf. Seiner Meinung nach sollte sie sich augenblicklich den eingedrungenen Skandalmacher rufen lassen, ihn mit ihren hohen Verbindungen erschrecken, ihn gehörig abkanzeln, (worin der Haushofmeister sie durch einen auf Ehrenwort ausgestellten in seinen Händen befindlichen Schuldschein zu unterstützen versprach), und den Störenfried noch vor Anbruch des Morgens aus den Mauern von Schloß Eichenau jagen.

„Das geht nicht, mein lieber Lobesam. In dieser häßlichen Sache ist nichts zu thun, als die ewige Vorsicht walten zu lassen. Weder ich, noch Ihr, noch irgendjemand, der zu meines Bruders Verwandten, Freunden, oder Dienern zählt, darf sich hineinmischen, ohne ihn dem Verdachte auszusetzen,

als habe er aus der Schule geplaudert, um eine Intervention zu veranlassen, weil er sich — gefürchtet habe. Das wäre ein entsetzlicher Argwohn! Ein Graf Eichengrün, der sich fürchtete eine Ehrensache abzumachen, sie nöthigenfalls mit seinem Leben zu bezahlen . . . . ein solcher ist noch nicht dagewesen, und darf auch niemals kommen. Wir können nichts thun, Lobesam; wir dürfen nicht!"

„Dann soll Graf Hermann für ihn eintreten; wofür ist er denn sein Sohn?"

„Das klingt ganz plausibel; doch sind wir ebensowenig berechtiget, dafür zu wirken; denn wir kennen die Ursachen des von Euch vermutheten Zweikampfes eben auch nur vermuthungsweise; wir wissen ja durchaus nicht, inwiefern der junge Graf bereits in diese häßlichen und verworrenen Händel mit verwickelt ist?"

„So sprechen gräfliche Gnaden mit ihm; ich will ihm sagen . . ."

„Ich? — mit meinem Neffen? — über derlei kitzliche Punkte verhandeln? Die Zeiten sind vorbei, mein lieber Haushofmeister, wo es für uns einen Hermann, wo es für ihn eine alte Tante Barbara gab. Folgt mir und fügt Euch in das

Unvermeidliche. Es ist nichts zu machen, als in Geduld und Ergebung zu warten."

„Wenn aber der verdammte Mensch meinen Grafen verwundet, oder tödtet? Das ist ja das Unsinnige von diesen verfluchten Duellen, daß sie gar nichts beweisen. Der Ehrenmann zieht fast immer den Kürzeren, weil er sein Lebenlang mehr zu thun gehabt hat, als sich auf Pistolen einzuschießen. Und der schlechte Kerl knallt ihn über den Haufen. Wer hat nun Recht behalten? Das ist doch offenbarer Unsinn; dabei bleibe ich!"

„Ich auch, Lobesam! Es ist empörender Unsinn. Doch er ist durch Zeit und Welt akzeptirt, bleibt unvermeidlich. Ein Kavalier von meines Bruders Range kann sich auch von unsinnigen Gebräuchen nicht losmachen, wenn sie mit den wahren, oder falschen Begriffen von Ehre verwachsen sind. Noblesse oblige, heißt es auch hier! Wenn Ihr Euren alten Herrn, woran ich nicht zweifle, liebt und ehrt, so beginnt auch nichts, was seiner Ehre schaden könnte. Ich bin nur gekommen, weil der Gärtner mich zu seiner letzten Stunde ans Sterbelager beschieden. Mit den beiden Grafen, Vater und Sohn, hab' ich weiter nichts besonderes zu verhandeln. Unsere Wege sind in der letzteren Zeit weitab von einander gegangen.

Mein Reich in Eichenau ist längst beendet. Wie ich dem Wiesner die Augen zugedrückt, verlaß' ich meiner Väter Schloß."

„Und wenn dann zwei Leichen auf der Bahre liegen? Wenn Euer gräflichen Gnaden Bruder, mein theuerster Herr?". . . .

„Ich wiederhole, Lobesam, was ich schon ausgesprochen: wir müssen die Vorsicht walten lassen. Nach allem, was sich hier zuträgt, dürfen wir auf das Schlimmste gefaßt sein. Meine Bitten und Warnungen reichten nicht aus, da es noch Zeit war. Jetzt, wo die Folgen thörichter Handlungen eintreten, hab' ich zu schweigen, und mich schweigend zu unterwerfen. Laßt meine alte Christiane schlafen gehn; ich bringe die Nacht bei Wiesner zu."

Lobesam that keine Einsprache mehr und ließ sie ungehindert fort. Doch als er allein war, legte er einen Schwur in seine eigene Hand ab, daß er ihr keineswegs gehorchen, sondern im Gegentheile alles anwenden wolle, das Duell zu verhindern, ganz unbekümmert um den sogenannten point d'honneur: „Was geht mich ihr Noblesse oblige an? Ich gehöre nur insofern zur Noblesse, als ich ihr von kleinauf gedient und feine Manieren angenommen habe. Aber sich todtschießen, erkläre ich für eine sehr

grobe Manier; und für eine sehr dumme, sich todtschießen lassen. Sie hat gut reden, selbstständig und fest wie sie von Jugend an gewesen, die eiserne alte Jungfrau, ohne Furcht und Tadel! Ich bin weder ohne Tadel, noch ohne Furcht; ich kann ohne meinen Herrn nicht leben, und will nicht leben ohne ihn. Er darf nicht sterben vor mir. Helfe, was helfen kann, ich störe den Zweikampf!"

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Nacht am Krankenbette war still verflossen. Der sterbende Greis hatte bei Tante Barbara's Ankunft das Bedürfniß geäußert, ihr vor seinem Ableben noch einige Mittheilungen zu machen, die den Grafen Hermann betreffen sollten. Doch seine Kräfte reichten nicht mehr aus. Die Aebtissin tröstete ihn mit freundlichen Beruhigungen und verwies ihn auf nächsten Morgen, wo er vielleicht fähiger sein würde, sich auszusprechen? Dazu lächelte er, wie Einer, der sagen will: „Ich weiß besser, was nächsten Morgen sein wird."

Gräfin Eichengrün saß fröstelnd und angegriffen von der raschen Reise sowohl, wie von der durchwach-

ten Nacht, neben der Lagerstätte des getreuen Wiesner, — da hörte sie Wagengerassel im Sattelhofe! ... ihr Bruder war es, der mit seinen Gästen, mit seinem Gegner in den Herbstnebel hinausfuhr! Der vielleicht auch bald ein Sterbender niederliegen sollte, wie der Gärtner; nur nicht so friedlich als dieser, nicht so abgeschlossen mit sich und dem Leben. Nein, aus einer tiefen Schußwunde blutend, stöhnend, röchelnd . . . Sie hüllte sich fester in ihren Pelzmantel und murmelte höhnisch: „Noblesse oblige.“

„Ja, so hieß es; so hat es geheißen!“ rief der Gärtner Wiesner mit erhobener Stimme, und riß die erloschenen Augen noch einmal auf; „so haben Sie zum Fürsten Odo gesprochen beim Abschiede, Tante Barbara; das sind die einzigen Worte gewesen, die ich dem Grafen Hermann nicht wieder zu erzählen wußte. So haben Sie gesagt, da Sie sich opferten!“

„Und für wen?“ sprach die Gräfin, ihren Gedanken hingegeben. „Für wen opferte ich mich und ihn? Für was? Für Undankbare! Für eine Phantasie!“ Dann, sich wieder sammelnd, zur Gegenwart zurückkehrend aus ihren Träumen, fragte sie: „Wiesner, wie ist Dir?“

„Leicht, Tante Barbara; wie im Frühjahr ... Blumen, viele Blumen ringsumher. Kein Herbst,

kein Winter mehr, kein Alter, keine matten müden Glieder. Jung, alles jung, alles frisch, alles grün! Ein ewiger Garten, der himmlisch blüht, und ich als Gehilfe mitten darin. Der Meister lobt mich. Da sind wir beisammen; nicht Einer fehlt. Auch der arme Fürst Odo ist da. Auch unser Graf Hermann wird kommen. Hab' ich's nicht gesagt? Ja, ich seh' ihn schon!"

Barbara meinte erst, der Sterbende rede irre? Doch Graf Hermann stellte sich wirklich ein, seine Tante zu begrüßen, nach dem alten Gärtner zu sehen. Aus seinem Betragen entnahm sie, daß der Sohn keine Ahnung hege, welcher Gefahr sein Vater an diesem Vormittag ausgesetzt sei. Der neue Majoratsherr zeigte sich sehr ruhig und wies einen sanften Ernst, der mächtig abstach gegen die vornehme Kälte, die er beim letzten Zusammensein mit der Tante zur Schau getragen. Damals personifizirte er den schlaffen Egoismus der Gleichgiltigkeit, die sich vom Leibe hält, was belästigen könnte; heute glich er mehr dem Theilnehmenden, der sein Herz nicht mehr fest verschließen will, seitdem er fühlt, daß dieses Herz doch nicht ganz sicher sei vor eigenen Leiden.

Wie Tante Barbara dieß bemerkte, überkam sie

ein banges, — und beseligendes Vorempfinden, als ob hier eine günstige Veränderung sich vorbereite; als ob noch einmal aus den Augen ihres Neffen die Seele des Lieblings auf ihr Antlitz leuchten könne, bevor des Todes Hand sie dahinführe, wohin der Gärtner Wiesner bereits gelangt war. Sein Todesröcheln mischte sich in ihre Hoffnungen. Er schien nur Hermann's Anwesenheit abgewartet zu haben, bis er das letzte, matt-flackernde Flämmchen willig erlöschen lasse. Jetzt rüstete er sich gleichsam zum Ausgange aus diesem Leben. Er redete noch: „Gottes Segen — alter Graf — Tante Barbara, — junger Graf — Mathilde . . . .“

„Mathilde?“ fragte die Aebtissin zu ihrem Neffen gewendet, weil sie wußte, wen und was der Sterbende meine. „Mathilde? Welche Mathilde?“

Hermann gab ihr keine Antwort. Doch in seinen Zügen las sie deutlicher, als er mit Worten ihr jemals hätte sagen können, daß diese Mathilde keine andere sei, wie jene, von der sie einst im kleinen Stübchen der wahlauer Holzgasse mit ihm gesprochen, die sie zu schonen ihn angefleht! Und nun wurden ihr auch auf einmal die dunklen Verhältnisse des Mädchens klar, deren geheimnißvolle Umhüllung ihr damals den Argwohn beigebracht, beide

Demoiselles Prudent schwiegen nur, weil sie nichts befriedigendes über dieses Kindes Herkunft zu melden wüßten! Mathilde war die Tochter der Baronin! Der Baronin Stjernholm, welche so nahe daran gewesen, ihre Schwägerin zu heißen? Welche es vielleicht nur deßhalb nicht geworden, weil die ewige Macht, die Sternen ihren Himmel und Würmern ihren Wassertropfen anweiset, die auch des Erdenmenschen Bahnen lenkt, Sich vorbehalten, durch dieses Weibes Tochter Hermann zu retten, ihn sich selbst, ihn dem Glücke, und durch ihn das Glück denen wieder zu schenken, die von ihm abhingen? Solche Bilder des Lebens, der Hoffnung, der Liebe schwebten und lächelten über dem niedrigen Lager, auf welchem der uralte Pfleger und Erzieher unzähliger Bäume, Pflanzen und Blumen seine letzten Züge ausathmete! Wahrlich, ein schönes Loos für den niedrigen, im Staube grau- und weißgewordenen Gärtner, mit seines Wortes letztem Hauche noch einen Flor blühender Myrthen und Rosen um die alte Gönnerin zu zaubern, die er so tief verehrt, die ihn so hoch geachtet, weil sie seinen Werth schätzte.

„Hermann,“ fragte sie noch einmal, und ihre Stimme zitterte; „ist das dieselbe Mathilde, der

Du, als Ihr Kinder waret, so zärtliche Briefchen über die Gasse schicktest?"

„Die sie ungelesen verbrannte," erwiederte er, und wider sein Wissen und Wollen legte er in diese Anklage einen fast wehmüthigen Akzent. Barbara wurde davon ergriffen, und wie man wohl nach hartem Winter dem ersten warmen Lüftchen, obwohl es ein Vorbote des Sommers ist, einen zweifelnden Seufzer entgegensendet, so sagte sie: „Wär' es möglich? Er könnte noch einmal Trauer fühlen, Sehnsucht empfinden? Gott, welch ein Glück!" Und dann, wie wenn sie sich anklagen wollte, Unsinn gesprochen zu haben, reichte sie ihm die Hand über des Verscheidenden Lager und er beugte sich auf die alte dürre Hand und drückte seine brennenden Lippen darauf.

„Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden..."

Wiesner war todt. Ueber seiner Leiche schloß sich ein neuer Bund. Tante Barbara hatte ihren Hermann wieder. Ja, das war Hermann's Blick; das war sein treues Auge; die Thräne, die aus diesem Auge auf den erkaltenden Freund seiner Kindheit fiel, gehörte dem Knaben an, den alle eichenauer Dorfjungen, da er mit ihnen spielte, vertraulich den ‚Schloßhermann' genannt hatten Sie verkündeten

der gerührten Barbara, daß auch auf ihrer entseelten Hülle solch ein reiner Perlenschmuck heiliger Trauer glänzen werde! Und in ihrer Gott-vertrauenden Dankbarkeit vergaß sie, nur dem Augenblick hingegeben, den Zweikampf sammt allen gefahrdrohenden Verwikkelungen, aus denen er hervorgegangen sein mochte. Als dem Verstorbenen die Augen zugedrückt waren, zog Tante Barbara ihren Neffen ins Glashaus, um dort, — an geweihter Stelle, — das Nähere zu erforschen. Bei der Umwandlung, die sie an ihm wahrzunehmen meinte, hoffte sie auf ein Geständniß freundlicher Gattung. Statt dessen that ein bitt'rer Groll sich kund. Hermann klagte Mathilden an, beschuldigte sie, mit ihrer Mutter falsche Karte zu spielen, deutete auf versteckte, ihm freilich unerklärliche Umtriebe; und gab endlich zu verstehen, daß sein Vater nicht übel Lust zeige, ihm diejenige zur Stiefmutter zu geben, die vor Jahren den anmuthigen Beinamen der ‚Jungfer im grünen' geführt habe.

„Dein Vater — Mathilden? Nicht deren Mutter?" rief Tante Barbara voll Erstaunen aus und sah sich dadurch plötzlich wieder in die, ihrer Familie drohende Gefahr versetzt: „So ist es wohl auch um Mathildens willen, daß Dein Vater sich

zur Stunde mit einem berüchtigten Händelsucher schießt?"

„Mein Vater?" schrie Hermann; „mit wem? wo? Und ich wußte nichts? durfte nicht für ihn eintreten? Ha, welche Schmach für mich! Wehe demjenigen, der ihm ein Haar krümmt; mit den Zähnen zerreiß' ich ihn. Tante, sage, was Du weißt: wo sind sie? Wo kann ich sie finden?"

Statt aller Antwort warf sie sich schluchzend an seine Brust: „Mein Hermann! Mein alter, wiedergeborener, braver Junge!"

Doch er machte sich heftig los: „Erbarme Dich meiner, und weise mir den Weg zu ihnen. Ich will, ich muß mich dazwischen stellen, mit meiner Brust ihn decken!"

„Bedenke, was Du thust" — wollte sie sagen; aber sie konnte den Satz nicht vollenden, denn Lobesam stürzte herein, heulend vor Lust und Jubel: „Ein Gottesurtheil! Ein reines Gottesurtheil!" Und dieß wiederholend sank der alte Mann auf die Gartenbank. Sie ließen ihn auskeuchen und langsam zu Kräften kommen. Dann fragte Hermann dringend: „Hat er den frechen Stallknecht über den Haufen geschossen?"

„Besser! O viel besser, gräfliche Gnaden! Mein

Graf hat ihn nicht erschossen. Das wäre ja traurig; dann müßten wir ja entweichen, über die Grenze fliehen, nähmen die Reue mit auf unsere Flucht, würden kontumazirt. Nein, es ist besser gekommen. Die Frau Tante hatte mir zwar jede Einmischung streng untersagt, wegen Noblesse oblige und so weiter. Ich bin aber ungehorsam gewesen, denn bei unser Einem kommt oblige zuerst, und Noblesse kann zusehen, wo sie bleibt, halten zu Gnaden. Ich hielt da ein Zettelchen im Verschluß, worauf geschrieben steht, daß der Krakehler sein Ehrenwort für hundert Stück Dukaten verkauft hat. Dachte bei mir, hilf, was helfen kann! Ließ die Herren gewähren, Walter bediente meine Exzellenz, und ehe sie aufbrachen, jeder mit seinem Sekundanten, war ich schon auf dem Wege zum Jagdschlößchen. Dort empfing ich sie. Mein Graf war höchst ungnädig: ‚Was unterstehst Du Dich, alter Esel? Wer hat Dich hierher bestellt?‘ ‚Mein Herz,‘ sagte ich, ‚meine Pflicht.‘ Und ich hielt dem Grafen Heide den Wechsel vor die Nase. Aber Seine Exzellenz rissen mir das Papier aus der Hand, — und im Hui trug der Herbstwind die kleinen Stückchen davon. Da stand ich und sperrte das Maul auf, mit Permission zu reden. Und es ging los. Hu, das war schreckhaft, wie sie den Platz ausschritten, und

die Ladungen abmaßen, und diese verfluchten Formalitäten und zierlichen Redensarten, daß ein Christenmensch hätte denken können, sie wären die besten Freunde untereinander. Ich mußte mich zurückziehen; versteckte mich, behielt aber doch den Anblick des Schlachtfeldes. Nun kam es so: Sie schossen auf Kommando, beide zugleich. Wär's mit der Büchse gewesen — oho, — aber auf Pistolen ist unser Graf nicht der stärkste. Der Andere schrie: ‚Exzellenz sind verwundet, meine Kugel muß im linken Oberarme sitzen!' — So ein verdammter Kerl! ‚Nur gestreift,' sagte unser Graf; ‚ich bitte, weiter!' — ‚Wenn er's nicht anders haben will,' brummte der And're. Und sie gingen abermals dran. ‚Feuer!' — Krach! Mein Herr hatte wieder gefehlt; aber die Pistole des Andern war geplatzt, und hatte ihm die halbe Hand weggerissen. In meinem Leben hab' ich so was nicht gesehn; der Mensch brüllte laut auf, ich dachte erst, es wäre vor Schmerz, doch schlug's in ein wildes Lachen um; den blutigen, zerschmetterten Stummel hüllte er in sein Taschentuch und wollte nun mit der Linken schießen. Die Sekundanten thaten Einspruch, er schrie immer trotziger, mitten d'rin wurd' er stumm und patsch — da lag er in Ohnmacht. Die beiden fremden Herren haben ihn auf-

geladen und weggeführt. — Ich packte mir meinen Exzellenz zusammen und bracht' ihn heim. Seine Wunde ist gering; eine leichte, oberflächliche Fleischwunde; schon zugepflastert. Er ist munter wie ein Fisch. Und er will seine Frau Schwester empfangen."

„Nimm mich mit, liebe Tante," bat Hermann; Lobesam schritt triumphirend hinter ihnen her. Daß hier eine Ausgleichung, ein Verständniß, eine Versöhnung stattgefunden, konnte dem aufmerksamen Haushofmeister unmöglich entgehen.

„Gottlob, Gottlob!" murmelte er; „wenn sich Tante Barbara wieder hineinmischt, da kann noch einmal alles gut werden und wir kommen sämmtlich wieder zu Verstande, wir Eichenauer." —

Als Gräfin Eichengrün sich der Thür zu ihres Bruders Gemächern näherte, ließ sie dem Sohne den Vortritt, schob ihn fast mit Gewalt hinein, damit Hermann der Erste sei, der dem Vater Glück wünsche zum glücklichen Ausgange eines allerdings thörichten Beginnens. Der junge Majoratsherr befand sich in einer so sichtbaren Gemüthsbewegung, daß keine günstigere Gelegenheit sich darbieten konnte, ihn dem unzweifelhaft nicht weniger bewegten und empfänglichen Vater gegenüber zu stellen. Der Moment war glücklich gewählt und hätte, von Barbara's

weiser Vermittlung geleitet und benützt, die Mißverständnisse mit einem Schlage wegräumen können, die sich bereits eingenistet hatten. „Wenn sie sich erst in den Armen liegen,“ dachte die Tante, „dann meld' ich mich und gebe meinen Senf dazu;“ — also schickte sie ihn voran, und erstaunte nicht wenig, da der Neffe den ersten kaum gethan'nen Schritt über die Schwelle sogleich wieder zurückthat und feststehen blieb. Sie fragte: „Was gibt's?“ und erblickte ihren Bruder auf seinem Lehnstuhl sitzend, den vollen Lockenkopf eines vor ihm knieenden Mädchens an seine Brust gelegt, sein Haupt auf ihres geneigt, seinen Mund auf ihren Scheitel gedrückt.

„Mathilde?“ fragte sie leise.

„Mathilde!“ flüsterte Graf Hermann.

„Er hält sie an seinem Herzen, wie der Vater ein Kind,“ meinte Barbara.

„Sie sind einig,“ sagte Hermann und entwich von dieser Stätte.

Mathilde hatte den hastigen Tritt vernommen; sie fuhr auf und richtete sich empor. Augenblicklich erkannte sie in der Aebtissin die fremde Dame aus der wahlauer Holzgasse. Das ist begreiflich; in Barbara's Jahren macht sogar ein Dezennium keinen großen Unterschied mehr. Die Gräfin dagegen bedurfte

längerer Frist, in dieser anmuthigen Würde jenes schüchterne Kind wiederzufinden. Beide verkündeten sich ihre Wahrnehmungen und Gedanken durch zwei vielsagende Blicke, und verneigten sich stumm.

Graf Ulrich reichte seiner Schwester die Hand: „Du kommst mich zu schelten, Barbara? Hast Dir nach langem Ausbleiben die beste Gelegenheit ausersehen. Nun, ich sitze hier und halte still. Schilt mich aus und dabei schilt Dich aus. Ja, ich habe mich geschossen —“

„Ich wußt' es gestern schon, Bruder Ulrich; aber ich verhinderte diejenigen, die Dich hätten verhindern wollen, es zu thun. Ich besitze so viel esprit de corps; ich weiß, was einem Eichengrün ziemt. Ich sprach zu Lobesam: wir müssen es der Vorsicht überlassen, weiter dürfen wir nichts thun. Noblesse oblige!“

„Das hieß Dich Gott sprechen, alte, treue Seele. Ja, es mußte sein. Ich schoß mich für Mathilden! Wär' ich für sie gestorben, so war's ein schöner Tod. Mein Haus ist bestellt, und Dich hätt' ich ohnedieß am gewissen dritten Orte bald wiedergefunden. Du hättest mich nicht lange warten lassen; nicht wahr, Schwester? Nun wir aber gesiegt haben und sind mit einer kleinen Wunde und dem Leben davon ge-

kommen, — nun wollen wir auch leben? Aufleben! Noch einmal leben! Und dieses neue Leben hat dem schon Begrabenen dieser Engel gebracht."

Er zog Mathilden wieder an seine Brust und trotz ihres Sträubens gehorchte diese.

„Dein Sohn wollte Dich mit mir zugleich begrüßen," hub Tante Barbara an; „er entfernte sich aus Furcht, Dich zu stören . . ."

„Mein Sohn ist ein alter Herr; ein Mensch ohne Gefühl und Seele."

„Dafür hab' ich seit einigen Jahren ihn auch gehalten; leider halten müssen. Heute hat er sich anders gezeigt. Wir fanden uns bei Wiesner's Sterbebette. Dein alter Gärtner ist todt, lieber Ulrich. Ich habe ihm Wort gehalten. Ihm die Augen zu schließen, ihm einen Blumenstrauß in den Sarg zu legen, kam ich nach Eichenau!"

„So flicht den Strauß für unsern treuen Diener, — und dann helft mir, einen Myrthenkranz flechten."

Die Gräfin fühlte Erbarmen mit Mathildens peinlicher Lage. Sie sah dem Mädchen an, daß es schwere Kämpfe in seinem Innern erlitt. Sie ergriff den Vorwand, auf eine durchwachte Nacht nach rascher Reise sich einwenig ausruhen zu wollen, um

bei Tafel rüstig zu sein. Aber es war nicht der Schlaf, den sie suchte, die unermüdliche siebenzigjährige Jungfrau. Sie begab sich schnurstracks zur Baronin Stjernholm, die ihrem Brauche gemäß, gerade erst Tag gemacht und alles verschlafen hatte, wovon Schloß Eichenau voll und worüber Lotte ihr Bericht abzustatten noch im besten Zuge war.

Bei der Aebtissin Erscheinen verschwand die Schwätzerin und beide Damen standen sich gegenüber, wie zwei Vertreterinnen äußerster Kontraste. Sie wußten genug, Eine von der Andern, um die Tiefe der Kluft zu ermessen, welche sie trennte. Noch vor kurzem würde, bei dem Anblick der Aebtissin von Friedhain, Baronin Stjernholm ihre Sarkasmen nicht gespart haben, denn sie hegte die ebenso feste, als (wie uns bekannt ist) ungerechte Ueberzeugung, daß jene eigentlich die moralische Schuld trage an der Zögerung und dem daraus erfolgten Rückgange von Bruder Ulrich's Bewerbung. Gegenwärtig, wo ihre eigene, ihr sonst über alles werthe und wichtige Persönlichkeit gänzlich in den Hintergrund getreten schien vor den Sorgen ihres neubelebten Muttergefühles; wo sie nur an Mathildens Zukunft dachte, verlieh ihr die Ankunft dieser allbekannten jungfräulichen Gräfin Trost und Zuversicht. Der Beiname ‚guter

Engel von Eichenau,' (den Bewohnern der Herrschaft geläufig,) konnte sich jetzt aufs herrlichste bewähren. Die Baronin ging der Gräfin mit vertraulicher Hingebung, mit kindlicher Demuth entgegen. Die Gräfin orientirte sich bald und durchschaute, daß es hier einer Mutter heiliger Ernst sei, ihrer Tochter Glück zu gründen. Vertrauen wurde gegen Vertrauen getauscht. Ueber Hermann's Gefühle schwieg Barbara. Mathildens Geheimnisse zu ergründen, erklärte sich die Stjernholm unfähig, weil, wie sie mit niedergeschlagenen Augen sagte, ihr das Recht nicht zustehe, von ihrer Tochter unbedingte Offenheit zu begehren; dieses Recht habe sie an Onkel und Tante in Mühlhaus zedirt, zu einer Zeit — an welche sie nicht gern zurückdenke.

In einer Ansicht vereinigten sich aber Tante Barbara und Baronin Stjernholm sehr bald: daß es ein Unglück für alle sei, wenn Mathilde fortfahre in ihrem unerklärlichen und stolzen Starrsinn, in ihrer eigensinnigen Verschlossenheit, den alten Grafen wähnen zu lassen, sie könne ihn lieben; könne wenigstens mit frohem Herzen und freiem Willen seine Gattin werden; ein Wahn, der sich des emeritirten Majoratsherrn plötzlich bemächtiget, und ihn aufs neue mit der Gloriole unvergänglicher

Jugend umgeben zu haben schien. Wobei der tapfer durchgefochtene Zweikampf wohl den Ausschlag gegeben!

„Ich bin," sprach die Baronin, „streng genommen, ohne Willen, weil ich ohne sicheres Ziel bin. Mein ganzes Leben war eine wilde, thörichte Jagd durch Nacht und Nebel. Eine Fülle von edlen Eigenschaften des Geistes und Herzens hab' ich dabei vergeudet und nichts erreicht. Doch hat es mir niemals an Muth, an Thatkraft gefehlt; auch nicht, da ich eines Morgens als Bettlerin erwachte, da ich völlig ruinirt war. Seitdem ich mich aufgegeben habe, um an Mathilden gutzumachen, was ich an ihr verschuldete, verlassen mich meine alten Hilfstruppen; es ist, wie wenn sie sich diesem Mädchen zu dienen für unwürdig hielten, — und mich auch! Gräfin, ich bekenn' es Ihnen: ich hege Scheu vor meiner Tochter. In Mühlhaus, wo ich sie überfiel, suchte ich ihr zu imponiren; ich nahm sie für ein lenksames, unselbstständiges, unerfahrenes Geschöpf, dessen Wille von meinem Winke abhängig wäre. Nun ich weiß, daß sie schweigend liebte, leidend schwieg; daß sie in ihrer Seele Unschuld und Reinheit den schwersten Sieg des Lebens lächelnd erstritten, — nun schäme ich mich vor ihr; nun wag'

ich nicht mehr mit ihr zu reden, wage nicht mehr für sie zu denken, zu handeln."

Gerührt nahm Barbara dieß erschütternde Geständniß der reuigen Mutter auf:

„Baronin, Sie sind eine edle Frau — quand même! Bleiben Sie bei Ihrer Selbsterkenntniß, fürs erste; und lassen Sie mich einstweilen die Mutterpflichten übernehmen. Ich bin so etwas von einer Allerwelts-Mutter, gerade weil ich kein eigenes Kind in meinen Armen wiegen sollte. Erst war Bruder Ulrich mein Kind, dann wurden meine Stiftsfräuleins mir Kinder, dann des Bruders Söhne; jetzt kommen Sie an die Reihe, und Ihre Mathilde. Lassen Sie mich gewähren. Alles müßte mich trügen, — oder ich sehe Licht in einer Sache, die Ihnen so dunkel scheint. Sie mögen in Ihrer kontemplativen Haltung verharren, um nichts zu verderben. Doch eine freundliche Warnung nehmen Sie freundlich von mir auf: Hüten Sie sich vor Zerknirschung, vor vernichtender Reue; raffen Sie sich empor, daß Sie nicht in Frömmelei verfallen. Ich fürchte, Sie sind nicht weit davon. Zeigen Sie auch nicht, weder vor meinem Bruder, noch vor meinem Neffen, am allerwenigsten vor Ihrer Tochter, daß Sie verzagt sind und einen üblen Ausgang fürchten. Abreisen,

Mathilden wegführen dürfen Sie jetzt nicht. Wie ich meinen Bruder kenne, müßte das seinen Paroxysmus von Jugendlichkeit steigern. Fügen Sie sich scheinbar in die Dinge, die sich um uns her begeben mögen, seien sie auch noch so seltsam. Ich will desgleichen thun. Aber nur scheinbar. Will unterdessen nicht versäumen, Hilfe zu suchen. Sie nannten Ihren Bruder, dessen Frau. Geben sie mir deren Adresse."

Die Baronin schrieb das Verlangte auf ein Zettelchen und reichte dieses freudig der Gräfin: „Ich hoffe auf Gott und auf Sie!"

„Und ich," sprach Barbara, „gehe einen Brief nach Mühlhaus zu expediren. Ist das geschehen, dann pflücke ich den schönsten Strauß, den Wiesner's verwaisete Pfleglinge mir gönnen wollen, und gebe ihn der Leiche in die gefalteten Hände. Dann sehen wir uns bei Tafel und — zeigen heitre Gesichter. Nicht wahr, Baronin Stjernholm?"

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der unerwartete Anblick, der den Grafen Hermann von der Thüre seines Vaters zurückgescheucht,

hatte nicht nur die stürmisch-erwachten, durch den Zweikampf gesteigerten Gefühle des Sohnes erkältet und abgeschreckt; auch die warme kindliche Empfindung für Tante Barbara war von diesem Frosthauche unbewußter Eifersucht betroffen und des jungen Mannes Gemüth und Seele schon wieder mit dem Reife bedeckt worden, den wohlthätige Sonnenstrahlen kaum zu schmelzen und zu lösen begonnen hatten. Er zog sich unerbittlich in seine selbstsüchtige Abgeschlossenheit zurück und niemand versuchte, ihn umzustimmen. Die Aebtissin blieb ihrem Vorsatze getreu, den Erfolg des durch Estaffete nach Mühlhaus entsendeten Schreibens abzuwarten, ehe sie mit Hermann, mit Mathilden, mit ihrem Bruder ein ernstes, entscheidendes Wort wechselte; und dieser letztere gab sich nun unzweifelhaft der thörichten Hoffnung hin: die Tochter der Stjernholm könne ihn lieben. Durch den Zweikampf war in dem alten Herrn eine vollständige Reaktion hervorgebracht, er wieder mit unvergänglicher Jugend erfüllt worden. Seinen Rückert hatte er hastig beiseite geschoben, Göthe's westöstlichen Divan dafür ergriffen, und Lobesam konnte sich nicht genugsam verwundern, anstatt der mühsam eingelernten Strophe von Wehmuth und herbstlicher

Entsagung jetzt ganz andere Klänge zitiren zu hören, als zum Beispiel:

,Drum sollst Du, munt'rer Greis,
Dich nicht betrüben;
Sind gleich die Haare weiß,
Doch wirst Du lieben.'

Mathilde benahm sich wirklich so, daß des alten Grafen Thorheit gerechtfertiget schien. Die Baronin flüsterte der Aebtissin zu: „Seitdem das Mädchen den Brief gelesen, den er in der Nacht vor dem Duelle an sie geschrieben und der ihr nach seinem Tode hätte überreicht werden sollen, ist sie wahr und wahrhaftig in dem Irrthum befangen, es sei möglich für sie, an seiner Seite zu leben! Um Gotteswillen, was soll daraus werden?"

Und Tante Barbara erwiederte: „Wenn sie uns nicht täuschen will, täuscht sie wahrscheinlich doch sich selbst; und dieß nur in der Absicht, einen dritten . . . . passons la dessus, Baronin. Nur Muth und kaltes Blut."

„Daran hat es mir immer gemangelt," meinte die Stjernholm.

„Ich weiß es wohl. Bin auch keine Amphibie und kein Fisch; spüre auch in meinen Adern, daß wir Menschen zur Klasse der Geschöpfe mit warmem

Blute gehören; spür' es heute noch; und da ich nicht älter war, wie Sie jetzt sind, machte mir's nicht selten heiß. Aber, schöne Frau, es gibt niederschlagende Mittel."

„Die sind mir nicht erspart worden; sie haben doch nicht gründlich geholfen."

„Weil Sie sich dagegen zu wehren versuchten. Das echauffirt immer mehr. Was radikal helfen soll, muß man sich selbst verordnen, mit voller Besonnenheit; muß man befolgen mit unerschütterlicher Ausdauer. Auch dem heißesten Blut flößt ernster Wille Respekt ein, daß es bescheiden fließt und sich endlich abkühlt. Ein stürmischer Bergquell war es, und wird zum sanften Wiesenbach, auf dessen immer gleichen Wogen der weiße Schwan ‚Geduld' sich gläubig wiegt. Geduld, Baronin Stjernholm!"

Diese war nun schwer zu behaupten, und sie ging bisweilen sogar bei der Aebtissin auf die Neige, wenn Bruder Ulrich den jugendlichen Anbeter spielte, sich in schwärmerischen Huldigungen überbot und gänzlich vergessen wollte, was sich vor kurzem auf Eichenau zugetragen, als des Majoratsherrn Nachfolger empfangen ward.

Lobesam wußte durchaus nicht mehr, woran er sich halten sollte? Wußte nicht, ob seinem Ge-

bieter abermals nachahmend, er sich auch wieder jung zu machen? oder ob er auszuharren habe, bis der Taumel vorüber sei? In seinem Stübchen allein, die Sachen durchdenkend, die handelnden Personen vergleichend, meinte der Haushofmeister wohl: lange könne das Feuer aus der Asche unmöglich anhalten, und der ‚munt're Greis' werde zeitig genug wieder in die ‚herbstliche Wehmuth' zurückfallen. Doch im Salon, hinter der Tafel, am abendlichen Theetische, wo Mathilde die Frau vom Hause so lieblich und mit den zartesten Rücksichten für Seine Erzellenz vertrat; wo Tante Barbara und Baronin Stjernholm die junge Dame walten ließen, als wäre sie schon Gräfin Eichengrün, da fragte sich unser Freund Lobesam bedenklich: „Wem gilt das alles? Worauf geht es hinaus? Worauf geht sie aus? Gräfin Mutter? Gräfin Tochter?"

Für die Gräfin Tochter zeigten sich geringe Vermuthungen, — oder gar keine. Graf Hermann war, Mathilden anlangend, als ob er nicht auf der Welt sei! Ebenso viel Aufmerksamkeit und zärtliche Rücksicht sie dem Vater bewies, ebenso gleichgiltig betrug sie sich gegen den Sohn. Er aber wich ihr aus. Und um das recht unbefangen thun zu können, nahm er sich mit einem wahrhaft überraschenden Eifer

der Führung ländlicher Geschäfte an. Schon schwand der letzte Sonnenglanz des scheidenden Herbstes, schon spürte man die Nähe des unfreundlichen November; doch das schreckte den wie durch ein Wunder zum unermüdlichen Landwirth umgewandelten Hermann nicht zurück. Trotz Wind und Wetter durchstreifte er mit seinen Beamten jeden äußersten Winkel der Herrschaft; nahm Gebäude, Vieh, Geräthschaften, Ländereien gründlich in Augenschein; unterrichtete sich von den Veränderungen und verbesserten Einrichtungen, die ihm neu waren; fand sich mit sicherem Blicke bald zurecht; zeigte sich heimisch, wo man ihn unerfahren und gleichgiltig gewähnt; dieß alles unterstützt von den Erinnerungen seiner Kinder- und Knabenzeit, die ihm verblichene theure Bilder wieder frisch und lebendig machten. Die Wirkung blieb nicht aus. Von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde trat sie deutlicher an und in ihm hervor. Bald erkannten die freudig-erstaunten Förster und Verwalter in ihrem ‚neuen Grafen' den zurückhaltenden, stummen Herrn kaum wieder, den ihnen der ‚alte Graf' als Gebieter vorgeführt. Der vornehme, untheilnehmende Diplomat machte nach und nach einem freundlichen, wohlwollenden Gutsbesitzer Platz, der dem gutmüthigen Hermann von ehedem so sehr

ähnelte, wie nur ein Mann von siebenundzwanzig Jahren einem Jünglinge von siebzehn ähneln kann. Ernster, gehaltener, besonnener, auch wohl ein Bißchen stolz, doch ohne Hochmuth; ohne jene herablassende, unmenschliche Gnade, die desto schärfer schneidet, je feiner und zierlicher sie zugeschliffen ist.

Ehe vierzehn Tage ins Land gegangen, schwur Eichenau's sämmtliche Beamtenschaft auf ihren Grafen Hermann und erklärte ihn würdig, seinen edlen Vater zu ersetzen.

Der Nachklang dieser aufrichtigen Begeisterung drang denn auch ins Schloß. Tante Barbara versäumte nicht, ihm die Thüren zu öffnen, damit er alle Räume gehörig durchziehe. Mit der Stjernholm gemeinsam beobachtete sie, welchen Eindruck diese entschiedene Richtung zum Rechten und Guten auf die ausgesprochene Verehrerin der Landwirthschaft, auf Mathilden hervorbringe? Doch es gab da nichts zu entdecken. Das Mädchen hielt fest, verrieth keine Spur von Antheil, verdoppelte nur ihre Zärtlichkeit für den alten Herrn. Dieser jedoch zeigte sich, — seltsam genug! — wenig erbaut von seines Sohnes resolutem und tüchtigem Benehmen. Er zuckte fast verächtlich mit den Achseln.

„O," flüsterte die Aebtissin der Stjernholm zu:

„er ist eifersüchtig; zwiefach eifersüchtig auf den Sohn; er fürchtet, dieser Weg, den Hermann eingeschlagen, sei der gerade zu Mathildens Herzen. Er fürchtet jetzt, was er erst gewünscht. Das ist noch ernsthafter, als ich besorgte; das geht tief. Bruder Ulrich, Du wirst uns Mühe machen!"

„Wir richten nichts aus," jammerte die Stjernholm. „Ehe wir's uns versehen, ist das ungleiche Paar verlobt. Mathilde führt es ja selbst herbei!"

„Geduld, Baronin!" wiederholte Tante Barbara; „Geduld — und kaltes Blut!"

Die Baronin zeigte den redlichsten Willen, ihrer neugewonnenen, bejahrten Gönnerin Gehorsam zu leisten, konnte sich aber darein nicht finden, daß von ihrer Seite durchaus nichts geschehen sollte, auf Mathilden oder Hermann persönlich einzuwirken. Vielfache Vorschläge machte sie der Aebtissin, die alle mehr und weniger die Farbe der Koketterie trugen, die deßhalb entschieden verworfen wurden.

„Wenn meine Ahnungen, — denn mit einem bestimmteren Namen darf ich nicht bezeichnen, was ich vermuthe, — sich bestätigen, (sagte die Gräfin) dann führt der höchste Grad in Mathildens desperater Hingebung für meinen Bruder den Ausbruch herbei. Ja, ich behaupte, ihr trotziger Irrthum und Ulrich's

eitle Verblendung müssen so weit gehen, daß sie uns von Brautstand reden. Dann wird sich ausweisen, ob ich falsch gesehen? ob ich meinen Neffen und Ihre Tochter in diesem seltsamsten Verhältnisse falsch beurtheilt habe? Tritt das letztere an den Tag, so wären unsere Einmischungen ohnehin vergeblich gewesen. Bewährt sich das erstere, nun dann ist keine Beihilfe nöthig; sie werden sich schon selbst helfen, davon bin ich überzeugt; und für den letzten Termin bleibt uns der mühlhauser Sukkurs. Folglich noch einmal, meine verzagte, ungeduldige Bundesgenossin: nur Geduld und kaltes Blut! Ueberlassen wir das heiße der Jugend!"

An einem kalten Regentage, während die Aebtissin gerade wieder im besten Ermahnen war, stellte sich Lobesam bei den Damen ein, in seiner Eigenschaft als Vertrauter ihrer gerechten, von ihm getheilten Wünsche, eine nicht unbedeutende Nachricht zu bringen. Denn er hielt es für keinen Treubruch an seinem angebeteten Herrn, wenn er nach Kräften dazu beitrug, die Annäherung des jungen Paares befördern und Seine Exzellenz an einer so ungleichen Verbindung verhindern zu helfen. Er meldete, daß sich im Schlosse zwei Personen aus der Residenz eingefunden, welche darauf bestünden, den

Grafen Eichengrün, jetzigen Majoratsherrn zu sprechen und seine Rückkehr von einem entfernten Vorwerk zu erwarten. Er wisse nicht recht, was er aus ihnen machen solle? Der Mann nenne sich Friedrich Merk und scheine ein ehemaliger Soldat zu sein. Die Begleiterin heiße Dore, soviel stehe fest; doch lasse sich nicht mit Bestimmtheit sagen, ob sie Merk's Gattin, oder eben nur dessen Begleiterin vorstelle? Beide, sauber in ihrer Kleidung, anständig in ihrem Benehmen, zeigten eine gewisse Zuversicht, ein unerschütterliches Vertrauen auf die Gesinnungen des Grafen und gäben nicht undeutlich zu verstehen, daß sie darauf rechneten, in Eichenau heimisch zu werden.

Die Stjernholm machte ein langes Gesicht, in welchem verschiedentliche Bedenklichkeiten über jene ‚Begleiterin' zu lesen waren. Tante Barbara dagegen äußerte: „Ich glaube, diese D o r e ist meine alte Bekannte. Es sollte mich wundern, wäre sie nicht eine geborene Puselmeyer? Trifft das ein, so sind die guten Leute willkommen und zeigen sich zu gesegneter Stunde!"

Sie hatte noch nicht ausgeredet, als draußen auf dem Korridor ein lautes Geschrei sich erhob. Sie, die Baronin, Lobesam eilten hinaus, um Zeugen eines lebhaften Auftrittes zu werden. Mathilde,

am Arme des alten Grafen aus dem Glashause heraufkommend, wurde von einem Frauenzimmer, einige Jahre älter als sie, festgehalten, die sie mit freudigen Grüßen bestürmte, ihr die Hände küßte, von der wahlauer Holzgasse, von Prudents, von Gondelfahrten, Grabkreuzen und jungen Leutnants redete und sie einmal über das andere Exzellenz und Frau Gräfin anredete.

Graf Eichengrün Vater, dem der größte Theil des im Jargon Gesprochenen entging, hielt sich nur an die ihm wohlverständliche Gräfin-Exzellenz und gab deutlich zu erkennen, wie sehr ihm Dore's Annahme behage, daß Mathilde bereits vermält sei, (und zwar mit ihm, wähnte er.) Mathilde aber, zitternd vor einer schon auf Puselmeyer'schen Lippen schwebenden Frage nach demjenigen, den Dore für ihren Gemal hielt, fertigte die Redselige kurz ab, versprach ihr spätere Audienz, machte sich vom Grafen los und eilte zu ihrer Mutter.

Der alte Graf entschloß sich bald, ihr nachzufolgen. Lobesam erhielt Befehl, die guten Leute aus der Residenz einstweilen zu versorgen — und die drei Damen, drei verschiedene Generationen darstellend, blieben mit Seiner Exzellenz. Alle fühlten, daß ein wichtiger, längsterwarteter Wendepunkt zu er-

warten, daß die Schlichtung der unhaltbaren Zustände auf Schloß Eichenau, — oder ein entschiedener Bruch nahe sei. Barbara, die Stjernholm, Mathilde erkannten den Ernst dieses Augenblickes. Der Graf, durch Dore's falsch-gedeutete Anrede in Exaltation versetzt, gab sich jugendlicher, lebensfroher als je, und vergaß sogar, daß er nicht mehr Herr und Gebieter sei; denn er deutete die Absicht an, Mathildens ehemalige Aufwärterin, oder vielmehr deren Bräutigam mit einer guten Versorgung zu bedenken, „damit die armen Schelme ebenfalls bald heiraten könnten!"

Die Baronin schleuderte einen heimlichen Angstblick der Aebtissin zu, und diese lispelte ihr unvermeidliches: „Geduld und kaltes Blut!"

Unterdessen kehrte Hermann von seiner Grafschaft fernster Grenze ins Schloß zurück und fiel sogleich den zwei ihn Erwartenden in die Hände, die sich toll vor Freude geberdeten, ihn wiederzusehen. Dore nannte ihn, wie sonst, ihr einzigstes Leutnantchen; Fritze Merk verwies ihr das und ließ verschiedene Geheime-Räthe, Grafen und Majorats-Exzellenzen los. Beide versicherten, es sei nicht allein die Erinnerung an jenes einst empfangene Versprechen, bei ihm unterzukommen, wenn er Mathildens Gatte

sei; sondern auch wirkliche Anhänglichkeit und Sehnsucht, den lieben Herrn Grafen wiederzusehen, der ihnen soviel gutes erwiesen. Mutter Puselmeyer war längst gestorben. Dore diente als ‚Mädchen für alles‘ und mußte sich ‚sehr schinden.‘ Fritze, als seine Zeit fürs ‚Militärwesen‘ sich nicht länger hinausschieben ließ, war bei den Pionnieren eingetreten ‚von wegen das Wasser‘ und hatte in diesem Korps sechs volle Jahre zugebracht; hätte vielleicht noch länger fortgedient, — „denn, warum, sonst gab es nirgend keine Aussicht für ihn!“ Da las er, da hörte er von den Veränderungen in Eichenau, und daß ‚ihr Graf ein Exzellenz und Majoratsherr‘ geworden sei. Da schrieb er an Doren: ‚Du, nun ist Deine Mathilde auch nicht weit!‘ Redete mit seinem Major, der ein ‚Männecken war, wie Maibutter,‘ ‚stach diesem die ganze Geschichte,‘ erhielt seinen Abschied als Unteroffizier sammt den ‚propersten‘ Zeugnissen, — und ‚da wären sie nu!‘

„Und haben die Frau Gräfin Mathilde schon gesehen,“ setzte Dore hinzu; „aber die ist ein Bißchen stolz geworden. Und der alte Mann, der sie am krummen Arme herumzog, das ist wohl ihr Papa, — heißt das Mathildens ihrer?“

„Es ist der meinige,“ erwiederte Hermann voll

Bitterkeit; „und Baronesse Mathilde ist nicht meine Gemalin; sie ist mit ihrer Mutter zum Besuche — bei meinem Vater. Ich bin unverheiratet, und werde es bleiben."

„Na, das wär' noch schöner," sprach Fritze; „wer kriegte denn nachher die ganze Wirthschaft hier, wenn nicht ein paar kleine Majoratskinder im Hause 'rumkrabbelten?"

Hermann brach das Gespräch ab. Er machte ihnen begreiflich, daß er durchnäßt sei und sich umkleiden müsse. Morgen wolle er mit seinem Kameraldirektor berathen, wohin der brave Pionnier am besten passe? Dann schärfte er dem Haushofmeister wiederholt ein, ‚seine alten Freunde aus der Stadt an nichts Mangel leiden zu lassen, und Doren einstweilen bei Lotten unterzubringen;' er that dieß mit so viel herzlicher Sorgfalt, daß Lobesam die Augen voll Thränen bekam und, als er das Pärchen geleitete, zu sich selbst sagte: „Gott sei gelobt! Nach und nach wird er wieder unser alter Hermann!"

Letztes Kapitel.

Als Hermann sich des Abends im Salon einfand, fiel es der Baronin auf, mehr noch seiner Tante Barbara, daß über ihn ein Schatten von Melancholie verbreitet sei, der die wohlthätigste Wirkung übte. Auch Mathilden entging es nicht. Es steigerte ihre Vorsicht im Benehmen gegen ihn; sie wendete sich ausschließlich dem Vater zu, der nur für sie Augen hatte, und sich um die Uebrigen gar nicht bekümmerte.

„Gräfin, heute steh' ich für nichts!" flüsterte die Stjernholm; „ich zittre vor dem Momente, wo Er um ihre Hand bei mir anhalten wird."

„Unbesorgt," antwortete ebenso leise die Tante; „dafür sind wir da — und Hermann. Sehen Sie doch meinen Hermann genauer an: gleicht er nicht wieder sich selbst, wie ich ihn damals in die Residenz führte? Dore's Ankunft hat den Ausschlag gegeben; sie hat den Frühling aus der wahlauer Holzgasse mitgebracht. Jetzt bin ich meiner Sache gewiß; er liebt Mathilden; er ist wieder jung geworden."

„Aber Mathilde, Gräfin?"

„Geduld, Baronin!" — Und sie flüsterten weiter, während der alte Graf mit Mathilden flüsterte,

und der junge Gebieter von Eichenau das ungleiche Paar mit großen Augen schweigend betrachtete.

Es entging allen, sogar der Baronin, daß Lobesam der Tante Barbara gelegentlich einen bedeutsamen Wink gab, worauf diese heftig der Baronin Hand drückte, daß diese laut ausrief: „Was gibt's denn?"

„Kaltes Blut, Baronin!" sagte beruhigend die Aebtissin. Und weil sich jetzt Graf Ulrich von seinem Sessel erhob, feierlich auf die Stjernholm zuschreitend, meinte diese, Barbara's Händedruck habe dem Beginnen des alten Herrn gegolten, welches allerdings auf etwas wichtiges deutete. Doch auf das Wichtigste waren sie nicht gefaßt, als die Worte ertönten:

„Baronin Stjernholm, ich bitte um Ihre mütterliche Einwilligung zu meiner Heirat mit Mathilden!"

Hermann sprang auf — Mathilde ließ ihren Kopf hängen — Tante Barbara theilte ihre Aufmerksamkeit zwischen beiden — und die Baronin, eingedenk dessen, was für diesen äußersten Fall ihr von der Aebtissin eingelernt worden, erwiederte spöttisch: „Wer hätte das in Stahlbrunn gedacht, Treuloser?"

„Als ich in Stahlbrunn die Ehre hatte, Sie zu sehen, war ich noch Majoratsherr. Jetzt bin ich ein

selbstständiger Mann, freier Herr in meinem Waldhäuschen" — —

Da fiel ihm Hermann ins Wort: „Weßhalb, Vater, wollten Sie das werden? Doch nur, weil Sie sich der Verwaltung nicht mehr gewachsen, weil Sie sich nicht jung genug wähnten! Wähnten, sag' ich; denn gewiß war dieß ein Wahn, wie es heute eben auch ein Wahn ist, daß Sie . . ."

„Exzellenz erlauben" — unterbrach die Baronin — „zu bemerken, daß meine mütterlichen Rechte auf Mathilden längst nicht mehr ausschließliche sind. Als ich meine Tochter dem Bruder Hanns nach Mühlhaus schickte, übertrug ich ihm und seiner braven Gattin die größere Hälfte. Jenen beiden gehört eigentlich mein Kind; ich habe mir's von ihnen nur ausgeliehen. An Baron Schmalkow auf Mühlhaus muß sich wenden, wer ihre Hand verlangt. Ich, die Mutter, lasse ihr freie Wahl!"

„Dank, Baronin; mehr verlangen wir nicht!"

Nun kehrte sich Graf Hermann zu Mathilden: „Will mein Vater die wohlmeinende Warnungsstimme seines Sohnes überhören, vielleicht findet sie Anklang bei Ihnen? Wissen Sie, was Sie beginnen? Bedenken Sie, daß mit diesem Jawort . . . . Ueberlegt, was Ihr thut! Vater, Sie machen sich unglücklich

und dieses Mädchen zwiefach! Mathilde, Sie machen sich elend, ohne ihn zu beglücken. Können Sie Groll und Rache so weit treiben, eines alten Mannes Gemalin werden zu wollen . . ."

„Alten Mannes! Alten Mannes! Seit Deiner Anwesenheit, Graf Hermann, hör' ich nichts, als dieses Wort, welches vorher kein Mensch in meiner Nähe auszusprechen gewagt haben würde; welches jetzt, nachdem ich es zuerst in Gang gebracht, jedes Kind im Dorfe wiederholt. — Nun ja, ich hielt mich für abgelebt, arbeitsmüde, lebenssatt, hielt mich für alt, — in einem Anfall düstrer Laune, die ich Ihnen verdankte, Baronin. Ich bekenn' es, mir war alles lästig geworden, zuwider; auch meine nächsten, liebsten Umgebungen drückten mich; nur Unlust empfand ich. Wohl denn, ich wähnte, das Alter sei mit unwiderstehlicher Gewalt über mich hereingebrochen, und es gäbe keine Rettung, als dieß einzugestehen; keinen Trost, als den die freudig-eingreifende Jugendkraft meines Nachfolgers bringen sollte, wenn ich diesen schon jetzt in seine künftigen Rechte einsetzte. — Er langte an, dieser jugendliche Nachfolger, und war so abgetragen, so gelangweilt, so langweilig, so verdrossen, so dorfscheu, so alt, daß ich mich neben ihm rasch wieder ein Jüngling fühlte. Doch ich

bezwang mich und meine Reue. O, ich hätt' es durchgeführt; hätte schweigen gelernt, zu seinen — modernen Ansichten, wenn nur ein Funke aus dieser Brust gesprungen, aus diesen seinen Augen gedrungen wäre, bei Mathildens Anblick! Wenn ich hätte hoffen dürfen, daß eine solche Neigung ihm auch Neigung für mein armes Eichenau einflößen würde! Für ihn habe ich mich erwärmt! In seinem Sinne, auf seinen Namen hin gleichsam, hab' ich begonnen, mich für sie zu begeistern Meine Huldigungen, meint' ich, müßten ihn aus seiner Lethargie aufwecken; mein Bemühen um ihre Gunst, meint' ich, müßte ihm die Augen öffnen? Vergebens! Er blieb empfindungslos, kalt, — und ich glühe! Eichenau hab' ich hingegeben an Einen, der es nicht zu würdigen versteht, der Majorate zerstückeln und verschachern will, der seiner Tante Wahlspruch mit Füßen tritt, der nicht einmal die hinreißende Lobrede aufs Landleben aus Mathildens Munde zu würdigen verstand. So sei mir doch der Engel gerettet! Ja, ich ging in Liebesflammen auf. Wer mit Feuer spielt, geräth bald in Feuer. Ich habe mein Blut für sie vergossen; ich liebe sie; ich will von ihr geliebt sein!"

„Das werden Sie nicht," rief Hermann heftig; „das können Sie nicht werden; Nein, Vater . . ."

Und Mathilde fragte ihn schneidend kalt: „Graf Eichengrün, mit welchem Rechte erkühnen Sie sich, daran zu zweifeln?"

„An Ihrer Mutter wär' es, meinen Vater eines Bessern zu belehren," fuhr Hermann fort. „Da sie schweigt, muß ich reden; muß Rechte geltend machen, die ich an Sie habe . . ."

„Du? was soll das heißen?"

„Rechte, die auf unsere ersten Gefühle, auf die heiligsten zurückreichen! Oder sollte Baronin Stjernholm nicht mehr wissen, daß ich es war, vor dem sie einst ihre Tochter flüchtete? sollte sie nicht ahnen, daß diese Tochter es war, deren Bild mich unbewußt umschwebte, als ich später . . . ."

„Graf Hermann!"

„Mit einem Worte, Vater, Mathilde war meine erste Liebe, meine einzige. Jene Zeit ist der Lichtpunkt meines Lebens geblieben. Ich war verkommen, gealtert, untergegangen in leerer Selbstsucht, in matten Zweifeln an Gott und Welt. Ich hatte mich verloren, und Euch, und meines Daseins Zweck, meines Berufes Pflichten. Ich bin erwacht, bin wieder bei Bewußtsein, ich weiß, was ich soll, was ich will . . . . ."

„Halt ein," sprach der Vater. „Mathilde, Ihre Mutter hat mir anvertraut, daß Sie eine unglück-

liche Liebe in der Seele tragen. Wie ich's auffaßte, gilt sie einem Verstorbenen. Ist's nicht so? Ihrer Erinnerung Heiligthum hab' ich durch lästiges Forschen nicht entweiht; keine Silbe kam über meine Lippen. Jetzt muß ich Sie fragen: lebt er, dem Sie die Treue bewahrten?"

Kaum hörbar antwortete sie: „Er war mir todt!" —

Niemand hatte darauf geachtet, daß mittlerweile Tante Barbara sich still entfernt habe.

Jetzt öffnete sie die Thür und ließ einen ältlichen Herrn ein.

„Onkel Hanns!" schrie Mathilde und warf sich an seine Brust.

Frau Johanna folgte. Sie trug ein Portefeuille unterm Arm. Als Mathilde die mühlhauser Tante entdeckte, wollte sie auch diese umarmen; doch Frau von Schmalkow hielt das Portefeuille vor, wie ein Schild.

„Noch nicht," sagte Tante Barbara; „noch nicht, mein Kind; erst lassen Sie uns thun, was unsres Amtes ist. Diese haben den weiten Weg zurückgelegt auf mein flehentlich' Bitten; treffen noch ein, ehe denn es zu spät ist. Erst wollen wir im reinen sein, dann mögt Ihr Euch begrüßen. Hier

walten Räthsel und Geheimnisse. Geben Sie uns den Schlüssel, Mathilde, der lösen soll — lösen und binden."

Mathilde starrte die Aebtissin, ihre Tante, ihre Mutter sprachlos an.

Die Stjernholm zog den Schlüssel, den das Mädchen an einer seidnen Schnur im Busen trug, zitternd hervor und reichte ihn der Aebtissin, welche davon Gebrauch machte.

Mathilde ließ alles geschehn.

Tante Johanna griff in die offene Brieftasche und brachte eine Handvoll Papiere heraus, die sie auf den Tisch legte.

Onkel Hanns benützte diesen Augenblick, sich vor dem alten Grafen zu verneigen: „Exzellenz, ich wage kaum zu fragen, ob es Ihr Wille ist, daß wir auf so unerhörte Weise hier eindringen . . .?"

„Ich habe hier nichts zu wollen; Sie sind bei meinem Sohne!"

„Gräfin Barbara Eichengrün hat uns hieher beschieden —"

„Mathildens Pflegeeltern zu begrüßen, gewährt mir Freude, Baron Schmalkow!"

Beide traten näher zum Tische, den die Uebrigen schon umstanden.

„Meine Briefe!“ jubelte Hermann und erfaßte einen davon, und las: „„Jungfräulich Kind! Blume unter Blumen! Engelbild von grünen Blättern umkränzt! Sei, wer Du willst, nie wird aus meiner Seele die Hoffnung weichen, daß Du geboren wurdest, mein zu sein! Daß ich Dich einst erringe, sei's mit dem Schwert' in der Hand? Sei's mit einer Blume, lieblich gleich Dir!‟“

Die Stjernholm hatte ein anderes Blättchen ergriffen. Mathilde wollt' es ihr entreißen. Doch die beiden Tanten, Johanna und Barbara, hielten ihr die Hände und ihre Mutter las: „„Unbekannter junger Krieger! Der Du mit ernsten, sanften Augen nach mir blickest; so stolz und so bescheiden. Sei, wer Du magst, nach Deinem Namen frag' ich nicht. Doch ich weiß, denn Gottes Stimme sagt es mir, Du begegnest mir wieder; hier oder dort? Im Himmel, oder auf Erden? Ich bin Dein!‟“ —

Und als sie es gelesen, setzte sie freudig hinzu: „Tante Barbara hat richtig gesehen; o Gott, wie war ich verblendet!“

„Das ist der Lieutenant aus der Residenz?“ sagten Onkel Hanns und Tante Johanna.

„Der Ihre Ankunft segnet — und Deine Weis-

heit verehrt, meine alte, liebe, liebe Helferin, meine Retterin!" sprach Hermann zur Aebtissin.

Mathilde hatte sich zu ihrem Oheim geflüchtet, auf dessen Schulter ihr Antlitz lehnend, um ihren Thränen dort freien Lauf zu lassen.

Der alte Graf, von den zwei Gruppen, die sich vor ihm gebildet, einige Schritte fern, stand hoch und ruhig da, seine Würde vollkommen behauptend.

Barbara näherte sich ihm: „Zürnest Du mir, Ulrich?"

„Im Gegentheil, Schwester; auch ich habe Dir zu danken. Du hast dem Blinden den Staar gestochen; ich fange wieder an zu sehen. Nur geht's noch schwach; das neue Licht blendet noch. Vielleicht bin ich späterhin stark genug, seine Strahlen zu vertragen. Fürs erste will ich mich in meine Dunkelheit zurückziehen."

Er machte Miene den Saal zu verlassen — Hermann warf sich zu seinen Füßen: „Auf meinen Knieen, Vater, beschwör' ich Sie, scheiden Sie nicht im Grolle! Zerstören Sie nicht Ihr eigenes Werk, indem Sie mir das Glück rauben, dessen ich nur froh werden kann, wenn die Huld des Mannes mir lächelt, der mich zu seinem Nachfolger hierher berief. Diesen Fluren entwachsen, entfremdet sah ich sie

wieder. Was sie mir mit süßen Stimmen aus der Kindheit entgegenriefen, wies ich zurück, wie Kindergeschwätz; stellte mich taub gegen ihre Melodieen; verhärtete mich gegen vernehmliche Bitten. Ich habe gelogen, da ich Gleichgiltigkeit heuchelte, wo mein Herz nie verstummte. Ich wäre bei der Lüge geblieben, zwänge mir nicht die Ehrfurcht für meinen Vater ein Geständniß ab. Ich liebe Mathilden, habe sie geliebt, auch als ich sie vergessen hatte; liebe sie, wie man seiner Jugend himmlische Reinheit liebt. Fort mit der Lüge! Mathilde, bleibe auch Du bei der Wahrheit, die Dich so schön kleidet. Bekenne diesem alten Manne, daß es nur Resignation war, die Dich in seine Arme trieb; daß die Geringschätzung gegen mich Undankbaren Deine Verehrung für meinen Vater bis zur Verirrung steigerte; daß Du Dich opfern wolltest, dem Irrthum eines Greises und Deinem eigenen, — nur um die Lieblosigkeit eines jungen Mannes zu bestrafen. Unselige, diese Strafe träfe nicht den Strafbaren allein; sie träfe auch ihn, den Du bethörtest; sie träfe auch Dich, die im Opfer keinen Trost, in der Rache keine Ruhe finden würde. Bekenne ihm, daß es meine, nur meine Briefe sind, die Du sorgsam gesammelt, die Du innig, heimlich erwiedert, treuliebend bewahrt

hast. Bestätige ihm, daß, wie Du den Schlüssel auf Deinem Herzen, Du die Gewalt im Herzen trägst, mich loszureißen von jener Welt des leeren Scheines, und mich heimzuführen in den Tempel der Natur. Sag' ihm, Du willst die Gattin des jungen Grafen auf Eichenau werden, damit der alte Graf nie bereuen dürfe, daß er den Sohn zum Herrn gemacht, bei Lebzeiten des Vaters. Mit Dir, Mathilde, Jugend, Freude, Thätigkeit, Menschenglück, Liebe! — Ohne Dich Zweifel, Ueberdruß, Unmuth und keine Jugend mehr! — Vater, willst Du Dich von uns wenden?"

Der alte Graf ermannte sich und mit wahrhaft vornehmer Milde sprach er zu Mathilden:

„Zieh hin und sei glücklich! Ich gebe die Braut für den Sohn; ich habe meinen Hermann wieder und diese Herrschaft bleibt, was sie war. Wollt Ihr mich denn aber auch manchmal im Waldschlößchen besuchen?"

„Das ist ein entschiedener Fortschritt, wie mich dünkt!" vertraute Schmalkow seiner Frau Johanna. Diese erwiederte: „Mich dauert einwenig der alte Herr; es kam ihm nicht gar zu leicht an." Doch Baron Hanns meinte: „Was da, was dort; wo Holz gehackt wird, da fallen Späne!"

Tante Barbara drang auf Beschleunigung der Hochzeitsfeierlichkeiten; „denn sie habe," versicherte sie, „nicht viel Zeit vor sich, die Freude an ihres Hermann's glückseliger Umwandlung zu genießen." —

An demselben Tage, wo Mathilde Gräfin Eichengrün wurde, vermälte der eichenauer Geistliche noch zwei andere Paare: den Revierjäger Walter mit einer sicheren Lotte und den ‚Aufseher sämmtlicher Teiche und Fischweiher des Majorates' Friedrich Merk mit Dorothea Puselmeyer.

Tante Barbara schied in Liebe von ihren ‚guten Kindern' und ging, voll Dankbarkeit gegen Gott, nach Friedhain zurück.

Baronin Stjernholm empfing von ihrem Bruder die Erlaubniß, mit ihm und Schwägerin Johanna nach Mühlhaus zu ziehen, um dort in aller Bequemlichkeit eine ‚alte Frau' zu werden, was Onkel Hanns als offenbaren Fortschritt begrüßte.

Der alte Graf Eichengrün bewohnt sein Waldschlößchen, wohin Lobesam willig und ergeben folgte, ohne auch nur eine seiner schönen Perücken mitzunehmen. Wir trennen uns von dem würdigen Haushofmeister, wie er gerade in Gegenwart der ‚eichenauer Herrschaften', die den ‚Papa' besuchen, eine Marmortafel, ein Geschenk, welches Tante Barbara

gesendet, über der Eingangsthür in die Mauer senken läßt.

Gräfin Mathilde hat auch eine Gabe aus Friedhain empfangen: einen Mahagonikasten, angefüllt mit altem Familienschmuck. Auf dem Deckel steht zu lesen: ‚Noblesse oblige.‘

Die Inschrift der Marmortafel hat Tante Barbara ihrem und Ulrich's Lieblingsdichter Friedrich Rückert entlehnt:

‚Mit der Sommerlüfte Glüh'n
Ist erloschen Rosenbrand,
Aber blaff're Blumen blüh'n
Schön noch an des Lebens Rand.‘

Ende.

Prag 1857. Druck von Kath. Gerzabek.

Holtei, Karl <<von>>,

Noblesse oblige Roman

Bd.: 3

Prag u.a. (1857)